Constantine.

Historische Novelle.

Constantine.

Das Geheimniss.

Zwei Novellen

von

H. E. R. Belani.

Leipzig,
Verlag von C. L. Fritzsche.
1847.

Digitized by the Internet Archive
in 2015

https://archive.org/details/constantindasgeh01bela

KBR
Jantz
#1270

Es rauschte ein Krokodill durch die Wogen des mittelländischen Meeres.

Aber es war nicht jenes afrikanische Ungeheuer, wie es der Nil erzeugt, sondern das herrliche, dreimastige Dampfschiff, das diesen Namen trägt, eins der größten der französischen Marine. Es befand sich auf einer seiner geregelten Fahrten von Toulon nach Algier.

Das Verdeck dieses Schiffes war für die Mitreisenden in zwei Theile gesondert. Auf dem erhöhten Hintertheile befanden sich die Passagiere der ersten Cajüte, meistens vom Civilstande, auch einige höhere Offiziere mit ihren Familien. Die größeren Räume der Mitte und des Vordertheils waren von hundertzweiundzwanzig Unteroffizieren und Soldaten besetzt, die als Ergänzung des Heeres nach Algerien geschickt wurden.

Man sah darunter Militairs von allen Waffengattungen, Chasseurs d'Afrique, Kanoniere, Soldaten der Fremdenlegion mit und ohne Uniformen, deren verschie-

denartiges Costüm einen bunten Maskenzug zu bilden schien. Die Mehrzahl dieser Leute war für die afrikanischen Bataillons und für die Disciplinarcompagnien bestimmt, die zur Strafe nach Afrika gesendet wurden. Noch trugen sie ihre alten Uniformen der verschiedenen Regimenter, von denen sie ausgestoßen waren. Es befanden sich schöne und kraftvolle junge Männer darunter; aber Alles war durcheinander gemischt. Den stolzen Küraſſier sah man hier mißvergnügt mit dem kleinen Tambour aus einer Schüssel löffeln, doch immer noch lieber als mit dem deutschen Flüchtling oder Abenteurer, dem sein Nationalstolz kaum die Ehre gönnte, für Frankreichs Ruhm zu verbluten.

Um neun Uhr Morgens begann das Krokodill aus seiner hohen Eisensäule Dampf zu speien, und seine mächtigen Räder setzten sich in Bewegung. Die Thürme und grünen Bastionen von Toulon erhoben sich am Saume des Meeres, von der Morgensonne beleuchtet. Das ungeheure Arsenal, im Innern schaurig belebt von tausend, ihre Ketten schleppenden Galeerensklaven, lag jetzt so ruhig und harmlos da im weiten Panorama von Toulon, wie dort auf hellgrünen Höhen das gewaltige Fort mit seinen Tod drohenden Feuerschlünden. Es waren gewiß für Viele die letzten auf dem Wasserspiegel zu beben scheinenden Bilder aus ihrem schönen Vaterlande. — Adieu, adieu, belle France — riefen einige der

französischen Krieger, vielleicht im Vorgefühl des Nimmerwiedersehens ihrer jetzt doppelt geliebten Heimath.

Unter den Scheidenden stand ein junger Mann, auffallend durch die feine Schönheit seiner Gesichtszüge, aber er war furchtbar blaß, ein völlig verwilderter Bart bedeckte den untern Theil seines Gesichtes und in den tiefliegenden, dunkeln Augen glühte ein tiefer Seelenschmerz, dabei jedoch eine gleichsam unter der Asche glühende Leidenschaft. Sein grober Soldatenrock hing schlotternd, unsauber und zerrissen um die Schulter der schlanken, von Wehmuth gebeugten Gestalt. — Adieu, Adieu, Du schöne Schreckliche, die mein ganzes Erdenglück zerstört hat, Adieu, Du Mörderin meines Glückes, ich vermag Dich nicht zu hassen, denn Du warst mir ja ein Engel der Liebe! — so rief er ganz leise mit dem gedämpften Ton des tiefsten Gefühles, breitete die Arme weit aus nach den sonnigen Höhen von Toulon, warf dann einen bittern Blick auf seinen Soldatenrock, krampfte mit beiden Händen hinein auf der Brust, wo die kalte Hülle gewiß ein heißes Herz verbarg und sank langsam, ohne einen Klagelaut weiter, zu Boden.

Seine Kameraden sprangen ihm zur Hülfe herbei und hielten ihn in ihren Armen halb aufrecht, während die Deutschen und Holländer ziemlich gefühllos dabei standen. Gleichgültig schienen sie einen Welttheil mit

dem andern zu vertauschen. Es war vielleicht der Auswurf ihrer Nation, deren abgestumpfte Gefühle sie empfindungslos gemacht hatte gegen das Leben und jede Wechselfälle desselben.

Als man nun Wein und Brod unter die Soldaten vertheilt hatte, brach allgemeine Lustigkeit unter ihnen aus. Der frische Jugendmuth erhellte ihnen wieder die nächste Zukunft, welche ihre rückkehrenden Kameraden ihnen vielleicht als ein beständiges Sklavenjoch unter dem hölleheißen Himmel geschildert hatten. So vergaß denn die erwachende Jugendheiterkeit bald des drückenden Augenblicks. Die wilde Singlust begann bald in allen den immer durstigen Soldatenkehlen sich zu regen und ein lustiger Salzburgerbub, mit vollen frischen Wangen und starken, mit weißen Strümpfen bekleideten Waden, fing an, einen fröhlichen Schnedahupferl zu singen, das mit den eigenthümlichen hohen Kehltönen des Almenjodelns schloß. Dabei war sein ganzer kraftvoller Körper in einer fast krampfhaften Lust der Bewegung. — Seid's lustig Brüderl's! — rief er aus und schwang sein Spitzhütel mit dem Gemsbart, — und wenn's auch bald 'n Bissel an d'Hälse geht; Sacre! sterben müssen wir doch Alle, ob's heut', ob's morgen, 's gilt mir Alles ein's!

— Ja Brüder, — schrie eine heisere tiefe Bierkehle; — der Tyroler hat recht: lustig gelebt und selig gestor-

ben, das heißt dem Teufel die Rechnung verdorben! — und nun begann er Schiller's Räuberlied anzustimmen:

Ein freies Leben führen wir,
Ein Leben voller Wonne!

in dessen Refrain alle seine deutschen Kameraden in der verschiedensten Mundart brüllend mit einstimmten. Das war eine furchtbar wilde Ironie auf das Sklavenjoch, wohinein sie jetzt ihr Hang zum freien Leben geworfen hatte. Mit einem donnernden Fluch sprang der schwarzbärtige Capitain dazwischen. — Was Freiheit, — schrie er in gebrochenem Deutsch und schlug mit der Peitsche dazwischen, daß die deutschen Sänger verstummten, — was Wonne? hier nix Freiheit, nix lustig! Ordre parir' sollt Ihr lernen, Ihr deutschen Kujons!

Ueberhaupt war die Dienstordnung sehr streng gegen diese Soldaten, die geschlagen werden durften, weil sie theils zu den Strafbataillons gehörten, theils auch zu den Fremden, die man zu wenig achtete, um sie mit der Schonung zu behandeln, worauf übrigens die französischen Soldaten der Armee Anspruch machen konnten.

Während der wilden Lustigkeit seiner deutschen Kameraden hatte der junge Provençale wie zusammen gebrochen gesessen; nichts von dem Allen schien ihn zu berühren. Er war in trüben Gedanken völlig versunken. Plötzlich weckte ihn das Toben des Capitains und der

Schall der Peitschenschläge. Empört von dieser Unwürdigkeit, stand er auf, trat rasch auf den Erzürntenzu: — Capitain, — sprach er, — ein ehrliebender Soldat läßt sich lieber erschießen, als wie ein Hund schlagen. Ich ersuche Euch im Namen Aller, die wir die Ehre haben französische Soldaten zu sein, dieses unwürdige Strafinstrument in's Meer zu werfen!

Es lag eine Würde und ein Anstand bei dieser Anrede in dem Wesen des jungen Provençalen, eine so durchaus vornehme Repräsentation, daß der Capitain dadurch in der That, trotz der ärmlichen Kleidung des jungen Mannes, für einige Augenblicke betroffen wurde. Doch bald gewann das Gefühl der verletzten Superiorität wieder die Oberhand. — Wie, Du verdammter Aristokrat, — grollte er zwischen den Zähnen halb undeutlich, — steigen Dir die hochadeligen Rohheiten wieder in den Kopf? Danke Gott, daß Dich der König wegen Deines aristokratischen Namens zur Straffection begnadigt hat; hier brauchst Du wenigstens keine Ketten zu schleppen, wie im Bagne von Toulon. He! bedenke, wer Du bist, nicht wer Du warst. Foudre! Du wärest nicht der erste französische Edelmann im Strafbataillon, der die Peitsche gefühlt haben würde, Sacre!

— Ja, — sprach der junge Mann, und wurde noch bleicher, indem er aus seiner stolzen Haltung, wie eine gebrochene Lilie zusammenknickte, — ich bin ein

Verlorener, bin ein Hund, behandelt mich so, oder laßt mich todtschießen, mir gleich viel, es ist ja doch Alles, Alles dahin.

Mit dem letzten Ausruf war ihm der Ton der Bitterkeit, der kalten Selbstverhöhnung, in eine weiche Wehmuth übergegangen. Wie vernichtet durch dieses Gefühl sank er zusammen, indem er sich wieder niedersetzte und die Hände vor das Antlitz hielt.

Die vornehmere Gesellschaft auf dem Hintertheil des Verdeckes hatte sich wenig bekümmert um das Treiben des immer unruhigen Soldatenhaufens. Ein weit anziehenderer Gegenstand hatte dort alle Blicke auf sich gezogen; es war eine junge Dame von auffallender Schönheit, aber mit bleichen, leidenden Gesichtszügen, die ihr Vater, ein französischer Obrist, so eben aus der Cajüte auf das Verdeck führte, um Luft zu schöpfen, und der belle France, deren grüne Gestade immer mehr in der Nebelferne verschwammen, ein Adieu, das letzte wehmuthsvolle Adieu zuzuwinken.

Das that sie denn auch, im ersten unbemerkten Augenblick, mit einem Ausdruck von Schmerz und Wehmuth auf ihren feinen Zügen und im thränenfeuchten, großen, schwärmerisch tiefen Auge, so daß keine Feder

die rührende Schönheit dieses Bildes wieder zu geben vermöchte.

Das junge Mädchen war etwa achtzehn Jahre alt, eine hohe und schlanke Gestalt vom feinsten Ebenmaß der Glieder; die vornehme Anmuth in allen ihren Bewegungen; liebenswürdig, aber still in ihrem Wesen. Unverkennbar war die feinste Erziehung ihrer ganzen Persönlichkeit aufgeprägt; sie hatte Seelenstärke und Bildung genug, um ihre Gefühle wenigstens nicht der müssigen Neugier preis zu geben; aber ein milder Ernst und der oft sinnende Ausdruck ihrer großen dunkelbraunen Augen, so oft sie unbeachtet in das weite Meer hinausschaute, gewährte das Bild eines freudenlosen, von einem tiefen, unheilbaren Weh erschütterten Daseins.

Sollte diese liebliche Jugendgestalt, mit dem Ausdruck von Herzensgüte und Unschuld, schon ein Opfer menschlicher Bosheit, schrecklicher Ereignisse, oder einer tiefen Leidenschaft geworden sein? so fragte man sich bei ihrem Anblicke.

Die ersten Stunden der Seereise waren Allen denen, die mit sanguinischen Hoffnungen nach Afrika gingen, sehr heiter hingegangen. Man ist alsdann die öde Einförmigkeit einer unermeßlichen Wasserwüste noch nicht müde geworden; noch hat das Bild der Unendlichkeit,

wie es das Meer gewährt, mit seinem stillen Weben der Wogen den geheimnißvollen Reiz des Ungeheueren, des Unbegreiflichen und Neuen; noch malt die Reiselust alle die heiteren Phantasiegebilde von den fremden Ländern und Welttheilen, denen wir zusegeln, mit den glänzendsten Farben. Alles erhöhete und erheiterte die Stimmung der Reisegesellschaft, selbst das leckere Frühmahl, das der Capitain des Dampfschiffes in verschwenderischer Fülle und Ueppigkeit ihnen auftragen ließ, wohl wissend, daß der Appetit, davon zu genießen, sich bald verlieren werde.

In der That währte auch die Heiterkeit und Eßlust nicht lange. Bald fühlten Einige vom leichten Schwindel sich wie angeweht werden. Einige schlichen davon mit schwankenden Schritten der Brustwehr zu; die Lacher verstummten, die blühenden Gesichter wurden bleich, das Feuer der Augen war erloschen und die Kraft der Glieder gebrochen; selbst die Seele versank in eine Apathie, die nichts denkt, nichts fühlt, und nur von den Leiden der Gegenwart, wie in einer dumpfen halben Bewußtlosigkeit gedrückt bleibt. Das war die unholde Seekrankheit, die Alle ergriffen hatte; auch die arme Marie, so hieß die schöne Tochter jenes französischen Obristen. Ihre selbst schon leidenden Dienerinnen führten die Schwankende hinab in die Koje oder das kleine Schlafcabinet, das ihr eingeräumt war.

Man bemerkte in ihrer Begleitung einen französi=schen Abbé mit feinen, schlauen Gesichtszügen, und eine hohe, magere Engländerin, ihre Gesellschafterin, die auf den ersten Blick alle Steifheit der Formen und die Prüderie so vieler reisenden Frauen dieses Inselvolkes verrieth. Obgleich es hier nichts zu zeichnen gab, als Wellen und darüber schwebende Seemöven, so trug sie doch ein Bild davon in ihr Skizzenbuch ein.

. . . . . .

Das Wetter war heiter und fortwährend günstig; die See ging nicht ungewöhnlich hoch, und die schönste Nacht des Südens breitete ihr glänzendes Sternenzelt über das leicht dahin gleitende schlanke Schiff und des=sen in den tiefsten Schlaf der Ermattung versunkenen Schiffsgesellschaft aus.

Nur noch Einer von den jungen Soldaten stand einsam mit geschultertem Gewehr auf dem äußersten Wachposten vorn am Bogspriet des Schiffes.

Mit wogenden Gefühlen schauete er in die wogende Tiefe, und als er nun hoch über sich den Glanz der Sterne, den ruhig schwimmenden Nachen des Mondes sah, und ringsumher Welle um Welle sich erhob und wieder senkte, prachtvoll schimmernd mit der Silberkrone des beleuchteten Schaumes auf ihren beweglichen Häup=tern, kommend und verschwindend, heran= und vorüber=ziehend, wie ein unabsehbares Heer silberweißer Schwäne

und wie dabei das Rauschen und Tönen der Wellen so melodisch und einförmig und doch so schaurig ergreifend, wie der letzte leise, bebende Schwanengesang oder gleich dem wunderbaren Klingen einer Harmonie der Sphären, herauf hallte und wieder zerfloß und verschwammen in die große allgemeine Harmonie der Natur, die auf diesem wunderbar herrlichen Nachtstück ruhte: da zerfloß auch der kalte, bittere Schmerz des jungen Provençalen in die weichste Wehmuth des Gefühls und Thränenbäche ergossen sich mildernd aus seinen Augen; in leisen, weichen Tönen begann er ein klagendes Lied zu singen mit einer so schönen, weichen Tenorstimme, daß man sich keine gefühlvollere Elegie denken kann, als dieses in die stille Nacht hinaus quellende Herzensweh des jungen Militairsträflings.

. . . . . .

In diesem Augenblicke trat ein junger Mann an seine Seite, einer von denen, die sich in Marseille für die Fremdenlegion in Afrika hatten anwerben lassen; aber nichts hatte er gemein mit den übrigen meistens rohen Gesellen, aus welchen der größte Theil dieses von den Franzosen so verachteten und so vielfach gemißhandelten Fremdencorps bestand.

Er trug die damalige deutsche Studententracht, einen schwarzen Sammetrock mit Schnüren und Troddeln, schwarze, weite Beinkleider und ein kleines Baret auf

dem gescheitelten, langen, blonden Haar; den weißen Hemdkragen über das einfach ungeschlungene Halstuch zurückgeschlagen. Ein kleiner Schnurrbart und Kinnbart gaben dem sonst fast mädchenhaft zarten Gesichte eine männlich jugendliche Haltung. Uebrigens war seine Gestalt schlank, aber kräftig. Als ausgebildeter Turner hatte er Kraft und Gewandtheit in jeder Bewegung.

Merkwürdig war der Ausdruck seiner schönen Gesichtszüge. Es lag darin ein kecker Trotz gegen das Geschick; aber auch eine so weiche, elegische Traurigkeit, besonders wenn er sich unbeobachtet glaubte, daß man diesen jungen Mann, dem die höhere wissenschaftliche Bildung aus jedem Worte und aus den klugen geistreichen Augen hervorleuchtete, nicht ohne höheres Interesse betrachten konnte.

So erging es auch dem jungen Provençalen als dieser deutsche Jüngling ihn mit deutscher, gerader Gemüthlichkeit anredete und zwar im reinsten Französisch.

— Entschuldigen Sie, — mein lieber Kamerad, — wenn ich als ein Fremder mir erlaube, Ihnen meine innigste Theilnahme auszusprechen. Der Zufall hat mich zum Zeugen Ihres Kummers gemacht. Ich habe ihn mitgefühlt; denn auch ich leide, wie Sie, am gebrochenen Herzen.

— Sie? — fragte der junge Provençale bitter lächelnd, mit einem fast ironischen Blick, den er jedoch

bald wieder abwendete; — vielleicht eine kleine Liebesgeschichte? — eine schmollende Schöne — ein begünstigter Nebenbuhler — ein grausamer Vater oder tyrannischer Vormund, ... nun, man kennt das aus hundert Romanen, — — auf Ehre, zum Todtschießen! —

— Nun, so alltäglich kleinlich möchte ich ein Geschick doch nicht nennen, das mit einer Idylle beginnt und tragisch genug mit Mädchenraub und dem Harem eines Ungläubigen endet.

— Das wäre das Ihrige? —

— Ja, das Meinige. — Ich habe den ungläubigen Hunden den Tod geschworen, die mir mein Lebensglück zerstört haben; und das war der Grund, weshalb ich mich in Marseille anwerben ließ.

— Ist das auch etwas? — lächelte der junge Provençale bitter; — aber wenn eine Geliebte, die wir als Ideal vergötterten, von schändlichen Intriguen umsponnen und verleitet, uns der schwärzesten, verabscheuungswürdigsten Verbrechen anklagt; wenn wir unschuldig verurtheilt zur Galeere, nur es vielleicht einem einst mit Ruhm gekrönten Namen zu verdanken haben, daß wir begnadigt, degradirt, des Adels beraubt, in eine Straffection nach Afrika geschickt werden, damit uns dort ein mitleidiger Kabyle den Kopf abschneide — o dann ist des Schicksals grausiges Maß erfüllt und

besser wäre uns eine Kugel durch die Brust, als dieses elende werthlose Dasein und dessen Schande noch über das Meer hinaus in die Wüsten Afrikas schleppen zu müssen.

— Und das wäre Ihr Geschick, Unglücklicher.

— Ja, das Meinige. Darum, junger Mann, wenden Sie sich ab von mir; fort von hier, die Hand eines Ehrlosen, die Sie ergreifen, ist verpestet.

— Eines Unschuldigen, — entgegnete der junge Deutsche, — stoßen Sie ein treues Herz nicht zurück, das es als eine Pflicht der Menschlichkeit erkennt, Ihr Geschick zu versöhnen. An der Hand der Freundschaft läßt sich das Schwerste ertragen; ich bedarf der Ihrigen; Sie bedürfen der meinigen, um uns gegenseits daran wieder aufzurichten. So vereint würde der Krieg in Algerien uns Beiden Heilmittel bringen, mir die Rache an den Ungläubigen, den Räubern meines Glückes, und Ihnen durch ruhmvolle Kriegesthaten die verlorene Ehre zurück. — Allons, soyons amis! —

Der Provençale schlug in die ihm dargebotene Hand des biedern Deutschen und beide junge Männer umarmten einander, indem sie sich gegenseits gelobten, treue Kameraden und Freunde auf Leben und Tod zu sein.

Zu einer offenen Mittheilung der beiderseitigen Le-

bensschicksale kam es in dieser Nacht noch nicht. Ein herbes Geschick verschließt die Gemüther und es gehört erst längere Prüfung dazu, um wieder volles Vertrauen zu fassen.

Der Deutsche fragte zuerst: — Und wie soll ich Dich nennen, mein neuer Freund? —

— Nenne mich Emil, mein Familienname ist nicht einmal in die Register des Strafbataillons eingetragen, um ihn nicht noch mehr zu entehren, als durch den verhängnißvollen Prozeß schon geschehen ist. Wenn ich dort falle, so wird die Sonne Afrikas unbekannte und unbetrauerte Gebeine bleichen. Möge es bald geschehen, so wäre ich erlöset.

— Ich habe keinen Grund, meinen Familiennamen zu verschweigen; ich heiße Rudolph von Hochwald, — entgegnete der Deutsche mit zutraulicher Offenheit: — Die Gerichte des deutschen Bundes verfolgen mich als Demagogen. Hier bin ich ihnen unerreichbar. Man hat mir in Marseille nach der ersten Waffenthat eine Offizierstelle in der Fremdenlegion zugesichert, nach fünf Jahren habe ich Ansprüche auf Colonisation und dann werde ich mir ein neues Vaterland in einem andern Welttheile erkämpfen; dem meinigen aber werde ich zurufen, wie einst Scipio: Undankbares Vaterland, auch nicht meine Gebeine sollst du behalten!

— Mit solchen Hoffnungen, armer Freund, mache

Dich auf neue arge Täuschungen gefaßt. Die Fremdenlegion wird nur von französischen Offizieren commandirt, und nur der Ausschuß der rohesten derselben wird zur Strafe dazu beordert. Der erbitterte Uebermuth solcher Offiziere behandelt die Fremden wie Sklaven, und selbst der wissenschaftlich Gebildete, der sich durch Vorspiegelung listiger Werber hat verleiten lassen Handgeld zu nehmen, wird als Gemeiner in die Stammrollen eingetragen und ist vor den Rohheiten der Disciplinargewalt nicht gesichert!

— Das wäre entsetzlich!

— Es ist so, auch in den Strafcompagnien ist es nicht besser. Es wird einer übermenschlichen Resignation bedürfen, um sich gegen solche Elende, die jede Menschenwürde mißkennen, nicht aufzulehnen; denn Peitschenstrafe oder die Kugel steht auf jede Verletzung der Disciplin. Wir Beide sind nichts als Sklaven geworden, die von despotischer Willkür abhängen und wenn wir Heldenthaten verrichten, so werden Andere den Ruhm davon tragen.

— Das wäre abscheulich! ich würde mich auf meine Capitulation berufen.

— Du könntest das Recht dreimal in Händen haben, so dürftest Du als gemeiner Soldat der Fremdenlegion gegen Deinen Vorgesetzten nicht Beschwerde führen ohne dessen Erlaubniß, und hättest Du diese erhal-

ten, so würde selbst ein Kriegsgericht nicht Dir dem Fremden, sondern Deinem Offiziere, dem Franzosen Recht geben. Sklave bist Du und bleibst Du, so gut wie ich.

— Nun, mein Freund, dann wollen wir unsern Peiniger erröthen machen durch unsere Bravour im Gefecht.

— Eine wohlfeile Bravour, wenn man dabei ein Leben einsetzt, das für uns keinen Werth mehr hat, — spöttelte Emil.

— Zu dem, — fuhr er fort, — wird die Haupttapferkeit französischer Soldaten in Afrika mehr im Ertragen von Beschwerden, im Kampf mit Hunger und Durst, mit den Elementen und mit maßloser Anstrengung bestehen, als im persönlichen Muth. Und da wird es heißen: Vorwärts, die Fremden und die Sträflinge! und im Armeebericht wird man sie vergessen!

— Ein trübes Bild, — entgegnete Rudolph, — indeß Allons, den Muth nicht sinken lassen. Jedes Uebel wird nur schwerer zu tragen, wenn man sich der Verzweiflung hingiebt. Kampf gegen die Stürme des Lebens, das ist unsere Aufgabe; wohlan, der Kampf sei gewagt, Sieg oder Tod!

— Du belebst meinen Muth, mein braver Freund. Unser Wahlspruch sei: Freundschaft auf Leben und Tod!

— Freundschaft auf Leben und Tod! — rief Rudolph und beide Unglückliche umarmten einander, indem der Eine am Herzen des Andern seinen Lebensmuth stärkte.

— Zu den Zeiten der alten Landsknechte, — sprach Rudolph nach einigen Augenblicken, — als Georg von Feundsberg seine deutschen Söldnerheere nach Italien führte, nannte man das: Blutbrüderschaft. Wohlan, wir wollen sie trinken nach alter Soldatenweise.

Emil lächelte, aber er gab sich der mehr romantischen Stimmung seines jungen Freundes hin und Rudolph füllte einen blechernen Becher aus seiner Feldflasche mit Wein, ritzte sich an der Hand, daß einige Tropfen Blut hineinfielen; auch Emil that desgleichen und so tranken sie es wechselnd aus, worauf Beide einander den Bruderkuß gaben.

Mit dieser feierlichen Handlung war Beiden leichter um's Herz geworden.

Noch nach der Ablösung Emil's von der Wache blieben sie Hand in Hand auf dem Verdeck und ließen ihre Blicke schweifen über das unermeßliche Gewölbe des Himmels dahin, wo Millionen Sterne funkelten im wunderklaren Glanze des Südens, oder sie blickten hinaus in die Tiefe des Meeres, in dessen leicht gekräuselten Wellen sich die ganze Pracht des Sternenhimmels spiegelte.

Dabei sprühte der hohe Dampfschornstein seine Funken wie Meteore hinein in die Nacht, und die Räder der Maschinen zogen weiße glänzende Schaumfurchen durch das dunkle Meer.

Unter solchen Eindrücken redeten die beiden gebildeten und warm fühlenden jungen Männer noch manches verständige und beruhigende Wort, bis endlich die Poesie der prachtvoll aufgehenden Purpurgluth einer im Goldglanze schimmernden Morgensonne in beiden Freunden die Milderung ihrer schmerzlichen Gefühle vollendete. Vertrauen auf Gott hatten sie Beide wieder gewonnen, und Muth im Beharren auf der dornenvollen Lebensbahn, die sie einmal unabänderlich mit fortgerissen hatte. Noch einmal drückten Beide einander schweigend die Hand und schieden mit dem lautlosen Gelübde ewiger Freundschaft, als das Getümmel des beginnenden Tages im Schiffe erwachte.

Alles war in Bewegung; die Segel, vom frischen Winde geschwellt, waren so zahlreich aufgezogen, daß die Masten krachten. Um sieben Uhr wurde Appell über die Seemannschaft gehalten. Die Matrosen erschienen dabei nicht in ihren blauen Jacken mit blanken Knöpfen, womit sie so gern am Lande prunken, sondern in einem blauleinenen Anzuge. Bei der Strenge des Dienstes auf

dem Schiffe hörte man nur Schelten und Poltern der Marine-Offiziere und körperliche Züchtigungen, die jedoch nur an die Soldaten der Straffection oder der Fremdenlegion ertheilt wurden. Emil und Rudolph sahen einander an mit einem Ausdruck, in dem der Schmerz ihrer Seele lag und stärkten sich gegenseits im Dulden durch einen Handdruck.

Gegen neun Uhr brachte der Ruf: Land, Land! Alles in freudige Bewegung. Man drängte sich zu den Vordertheilen des Schiffs. Es war ein erfrischender Anblick; aus der blauen Fluth tauchte ein grünes Eiland herauf, das immer größer wurde, je näher man kam. Es war die Insel Minorca.

Um elf Uhr lief das Krokodill ein in die reizende Bucht von Mahon; keine drohende Klippen und gigantische Felsen, die fast allen Inseln des Mittelmeeres ein schreckenvolles Ansehen geben, störte hier den idyllischen Eindruck der reinlichen Haupt- und Hafenstadt der Insel, die mit ihren weißen, zierlichen Gebäuden wunderlieblich aus dem dunkeln Grün der Orangenwäldchen und dem Sammt der Wiesen hervorblickte.

Nur ein einziges englisches Kriegsschiff lag in dem kleinen Hafen. Das französische Dampfschiff salutirte die brittische Flagge; dann auch die sardinische des Forts. Der Donner der Geschütze rollte über den wenig bewegten Spiegel der Bucht von Mahon und das

Dampfschiff hemmte die Bewegung der Triebräder, um langsam sich dem Quai zu nähern, wo Anstalt gemacht wurde, einige Passagiere auszuschiffen und Andere wieder aufzunehmen.

Der Anblick dieser grünen, freundlichen Landschaft, inmitten einer weiten, trostlosen Wasserwüste, hatte dem Auge wohlgethan und die Gemüther erheitert.

Marie war noch schwach von der kaum überstandenen Seekrankheit. Sie erschien, auf den Arm ihres Vaters gelehnt, auf dem Verdeck.

— Sieh dort, — sprach der Obrist, und deutete auf eine ferne Uferstelle, wo sich die weißen Gemäuer eines Klosters mit leichten durchbrochenen Thürmen, wie orientalische Minarets, erhoben aus einem dunklen Kastanienwäldchen, das dieses Asyl der Stille und Abgeschlossenheit freundlich umgab, — das Frauenkloster der Ursulinerinnen, wo Deine Tante Domina ist. Dort wird Dein armes Herz endlich den Frieden finden, den Dir im schönen Frankreich ein Bösewicht so grausam zerstört hat.

— O mein Vater, mir ist so weh' und angst, wenn ich an dieses entsetzliche Ereigniß denke. Oft ist es mir, als habe ein schrecklicher Wahn mich umsponnen, als ich ihn anklagte; und ein Engel flüstert mir im Traume zu: er ist unschuldig, und mein Herz ruft dazu: nein, es ist nicht möglich, er, der mich

liebte, kann nicht ein so schwarzer Bösewicht sein . . . . . und dennoch . . . . .

Sie schauderte zusammen, lehnte ihren schönen Kopf auf die Schulter ihres Vaters, starrte hinaus in's Weite und Thränen füllten ihre großen dunklen Augen.

— Mein armes Kind, es wird Dir schwer, Dich von Deinem Vater zu trennen . . . . . .

— O wie gern würde ich alle Gefahren mit Dir theilen! meine Seele wird Dir folgen in die glühende Wüste eines mörderischen Climas, o wie mich das beängstigt. . . . .

— Du wirst für mich beten, Marie, und Dein Gebet wird mein Schutzgeist sein, denn Du bist fromm wie ein Engel. Ich gehe, das Nöthige zu Deiner Ausschiffung zu besorgen.

Der Obrist stieg hinab in die Cajüte. Marie ließ ihren weißen Schleier fallen, welcher ihre feinen Gesichtszüge verhüllte, und trat an den Bord des erhöhten Hinterdecks, zufällig an eine Stelle, wo sich das ganze Verdeck übersehen ließ. Alles war dort ruhig; man horchte auf einen Gesang, der von einer Guitarre begleitet, mit einer weichen, melodiösen Tenorstimme die Schönheit der fernen Heimath pries. Es war ein provencalisches Lied in einfacher, wehmüthiger Weise.

Einige Strophen klangen herüber:

O schönes Land,
Du bist so fern!
Dort weilt' ich gern,
Wo meine Wiege stand;

Dort war's so schön,
Wo tief im Grün
Orangen glüh'n
Und Zephyrlüfte weh'n;

Wo Liebesgluth
Und Blumenpracht
Uns glücklich macht,
Bei Lust und Rebenblut.

Nun ist's vorbei,
Der Traum ist aus;
Mit Weh' und Graus
Reißt's Saitenspiel entzwei.

Mit einem schrillenden Mißton zerriß der Sänger die Saiten und mit einem leisen Aufschrei sank Marie in die Arme ihrer Gesellschafterin, die eben herangetreten war, um ihr zu sagen, daß Alles zum Ausschiffen bereit sei.

Nach wenigen Minuten schon erholte sich das junge Mädchen; es warf einen ängstlichen, flammenden Blick nach dem Vordertheil des Schiffs, aber dort hatte sich Alles verändert; der Sänger, den sie ohnehin im Getümmel nicht hatte sehen können, war verschwunden und man hörte nur noch den Ton der Trommel und das Commandowort des Befehlshabers, der dieser bunt zu-

sammengewürfelten Besatzung des Schiffs gebot, zum Appell in Reihe und Glied unter's Gewehr zu treten.

— Eilt, eilt! — rief der Obrist herbeikommend, indem er die Erwachende in seine Arme schloß, — eilt, ein Boot auszusetzen, mir stirbt mein Kind unter den Händen.

— Sorge nicht, mein geliebter Vater, — flehte Marie schmeichelnd, — ich beschwöre Dich, bei Dir bleiben zu dürfen; ich kann mich nicht entschließen, Dich zu verlassen in den Tagen der Gefahr, wo Du vielleicht mehr meiner Pflege, als meines Gebets bedarfst; ich bin entschlossen, mit Dir nach Afrika zu gehen.

— O gutes Kind, o liebes Kind! Dein Wunsch sei Dir gewährt. — Damit eilte der Obrist fort, um dem Capitain zu sagen, daß seine Tochter sich nun nicht ausschiffen werde.

. . . . . .

— Aber bedenken Sie, geliebte Tochter in Christo, — sprach jetzt eine weiche, einschmeichelnde Stimme zu ihr, und ein katholischer Priester im braunen, altmodischen französischen Leibrock mit schwarzseidenen kurzen Hosen und Strümpfen und einem dreieckigen Hut, den er abnahm, wodurch das Zeichen seiner priesterlichen Würde, das schwarze Sammtkäppchen, welches die Tonsur bedeckte, sichtbar wurde, war herangetreten und suchte das junge Mädchen von ihrem Entschluß abzubringen.

— Bedenken Sie, meine Tochter, — fuhr er fort, daß Ihre so vielfach geängstigte Seele der Ruhe und Zurückgezogenheit von den Stürmen des Lebens bedarf. Nach solchen Ereignissen ist es für Sie Gewissenssache, sich aus dieser bösen, lästerlichen Welt, diesem Sündenpfuhl der Erde, in die stillen Mauern eines Klosters zurückzuziehen und Gott zu bitten, daß er Ihnen die unfreiwillige Sünde vergebe; denn als das Opfer fremder Bosheit bedürfen Sie der himmlischen Gnade, um der ewigen Seligkeit theilhaftig zu werden, die doch das Ziel des Erdenwallens unseres gebrechlichen Leibes ist.

— Mein hochwürdiger Vater, — sprach Marie mit schwacher Stimme, — ich habe eine Erscheinung gehabt, die mir befiehlt, nach Afrika zu gehen.

— Sollte die heiligste gebenedeite Mutter Gottes, Ihre allergnädigste Schutzpatronin, Sie gewürdigt haben, Ihnen im Traumgesicht zu erscheinen, mit dem Befehl nach Afrika zu gehen, um dort, gleich mir, den Heiden in der Wüste das Manna des Evangeliums zu bringen, so beuge ich mein Haupt in Demuth .... indeß ....

— Mein frommer Pater, solche Gnade ist mir nicht geworden, es ist eine irdische Erscheinung gewesen, oder eigentlich waren es nur Töne aus einer längst verklungenen Jugendzeit, die mich so mächtig anzogen, daß ich nicht weichen kann von hier. Noch ist es mir nicht klar, was mich so bewegte. Es ist eine und die-

selbe Erinnerung, die mich zugleich mit Entsetzen und mit Wonne erfüllt. Ich habe nur ein dunkles Gefühl, das mich aber mächtig hinreißt, wie ein Schicksalsgebot; ich muß nach Afrika, ich will nach Afrika, das ist Alles, was ich sagen kann in diesem Augenblick und keine Macht der Erde und des Himmels wird mich davon abbringen können.

Die Räder rauschten auf's Neue und aus der Bucht von Mahon entfernte sich das Krokodill.

— Alles verloren, meine Freundin, — flüsterte der Geistliche der Gesellschafterin zu, die eine ältliche magere Person mit feinen, intriguanten Zügen war, — verloren ist die Frucht einer wohlberechneten Intrigue, nur begreife ich noch nicht, welches Ereigniß plötzlich dieser niedergeschmetterten Seele die unerwartete Energie gegeben hat, welche plötzliche Wandlung eingetreten ist. Sie war doch auf dem besten Wege, ihre Bestimmung für das Kloster zu erfüllen, und nun ....

— Nun, — ergänzte der Priester, — bleibt nichts übrig, als das Werk in majorem dei gloriam auf's Neue zu beginnen. Wir werden dieses unglückselige Weltkind nicht aus den Augen lassen dürfen. Ich habe daher, in der Voraussicht solcher Möglichkeit, eine Mission nach Afrika angenommen, die es mir möglich machen wird, nicht von ihrer Seite zu weichen .... wenn nur nicht der alte Soldat ....

In diesem Augenblick trat der Obrist heran und machte dem frommen Geflüster ein Ende, indem er gegen Beide seine Freude aussprach, daß Marie ihn nach Algerien begleiten wolle. — Das ist ein Entschluß, — sprach er, — der würdig ist der Tochter eines alten Kriegers, der unter Napoleon gefochten hat. Ich zweifle nicht, daß das Getümmel des kriegerischen Lebens zerstreuend und wohlthätig auf ihre von Gram erfüllte Seele wirken wird. Dagegen hätte die Stille des Klosters, bei den strengen ascetischen Uebungen, am Ende sie zum Wahnsinn geführt.

— Dieser alte Soldat, — flüsterte die Gouvernante, als der Obrist sich entfernt hatte, — hat es dereinst vor Gott zu verantworten, daß er dieses verlorene Seelenschäflein mit sich fortreißt in die böse lästerliche Welt.

— Möge Gott die Gnade haben, — murmelte der Geistliche halblaut, — ihm die erste Kugel in's Gehirn zu jagen, damit seine ewig verdammte Seele nieder zur Hölle fahre; das ist ein ächt christlicher Wunsch, — fügte er milde hinzu und verdrehte die seufzend nach Oben erhobenen Augen, — denn er allein steht mit seiner väterlichen Liebe und Schwachheit, so wie mit seiner soldatischen Rauheit der Rettung der Seele seiner Tochter entgegen.

— Ach, diese Soldaten, diese Soldaten, — seufzte

die Gesellschaftsdame, — es ist eine Brut des Satans, die Legionen verlorener Seelen der Hölle zuführt.

. . . . . .

Die Insel Minorca liegt schon über die Hälfte des Weges von Toulon nach Algier.

Der Wind war so günstig, daß man hoffen durfte, die Küsten von Afrika bei dem hellen Wetter noch vor Abend zu sehen.

Die Seekrankheit war gewichen, die Reisegesellschaft fing an heiter zu werden; die Soldaten standen in Gruppen zusammen, ihr kärgliches Mahl verzehrend; aber gewiß schmeckte den Meisten der saure Seewein und das Gericht schwarzer Bohnen ebenso trefflich, als den Passagieren des Hinterdecks der köstliche Thunfisch und der ächte Malaga.

Nur Rudolph stand von Allen abgesondert, mit verschränkten Armen auf die Brustwehr des Bords gelehnt und schaute zurück nach der grünen Insel Mahon, die sich immer weiter den Blicken der Reisenden entzog.

Emil trat an seine Seite und fragte ihn theilnehmend: — Woran denkst Du, mein Freund?

— Sieh dort, — entgegnete er, auf eine kleine Bucht der grünen Insel deutend, wo ein weißes Landhaus am Ufer sich im blauen See zu spiegeln schien. — da war ich der glücklichste Mensch auf Erden und dort bin ich der unglücklichste geworden.

— Du? warst Du schon früher auf Minorca?

Er neigte das Haupt bejahend und begann zu erzählen:

— Nach meiner Flucht aus Deutschland begab ich mich nach Griechenland, in dem schönen Wahn, im alten classischen Hellas eine neue Heimath wieder zu finden.

— O wie wurde ich getäuscht! Das papierene Schreiberregiment der modernen Zustände hatte hier die unnatürlichsten Verhältnisse geschaffen. Ein tiefer Frankenhaß hatte sich des früher von den Türken geknechteten Volkes bemächtigt, und schwer wurde es jedem Deutschen, in einer griechischen Familie Eingang zu finden. Da ließ mich ein Zufall die Bekanntschaft eines ehemaligen Mainoten-Bey machen, der zu der Familie der Maurocordatos gehörte, welche seit Capodistria's Ermordung durch zwei Mitglieder derselben in strengster Abgeschiedenheit der Verbannung lebten. Michael Maurocordatos war aber ein gebildeter Mann, der in seiner Jugend in Leipzig studirt und große Reisen durch Europa gemacht hatte. Die alten Reichthümer seiner Familie hatte er mit Hülfe eines treuen Juden nach Genua gerettet, und da er in Griechenland mit Mißtrauen beobachtet wurde, beschloß er, sich selbst zu exiliren und nach Italien zu gehen. Ich hatte auf meinen malerischen Reisen durch die Gebirge von Maina in dieser

edlen Familie gastliche Aufnahme gefunden. Und da er zwei hoffnungsvolle Knaben besaß, denen er eine europäische Bildung zu geben wünschte, so machte er mir den Vorschlag, als Hofmeister seiner Kinder ihn zu begleiten.

— Mit Freuden nahm ich diesen Antrag an, der meinem vagen Streben, mich nützlich zu machen, eine bestimmte Richtung gab. Was mich aber vorzüglich anzog, Dir darf ich es wohl bekennen, mein Freund, war Maurocordatos Tochter, ein schlankes sechzehnjähriges Mädchen, mit rabenschwarzem Haar und dunkel glühenden Augen, an dem die Natur alle die reichsten Gaben der Frauenschönheit des Orients verwendet zu haben schien. Dieses classische Profil, das der griechischen Antike nachgebildet war, diese entzückenden Formen, belebt von Unschuld und Liebenswürdigkeit, das Alles zu schildern, würde keinem Dichter gelingen, geschweige denn einem Liebenden, der im Uebermaß des Gefühls weder Gedanken, noch Worte finden könnte.

Es war nicht möglich, mit diesem himmlischen Wesen unter einem Dache zu leben, und auf der langen See- und Landreise dahin über die blaue Fluth und durch paradiesische Gegenden in tausend freundliche Berührungen zu kommen, ohne es zu lieben. Unbewußt verriethen meine Blicke und hundert kleine Züge der zartesten Aufmerksamkeit ihr meine Gefühle; aber ich

kam erst zur Besinnung, als es zu spät war, als ich erkannte, daß diese tiefe glühende Seele Feuer gefangen hatte; ich erkannte, daß sie mich liebte und warf mir vor, das edelste Vertrauen der Gastfreundschaft mit Undank belohnt zu haben.

Wir befanden uns in Neapel, als ich diese Entdeckung machte, da raffte ich noch einmal alle meine Kraft zusammen und beschloß zu entfliehen. Ich schrieb einen Brief an den Vater des geliebten Mädchens und sagte ihm darin, daß ein übermächtiger Zug des Herzens mich zum Sklaven einer Leidenschaft für seine Tochter gemacht habe, die unter diesen Umständen Verbrechen sei. Ich glaubte erkannt zu haben, daß ich, ohne es zu wollen, ihre Gegenliebe erweckt habe und da ich als ein Verbannter aus der Heimath keine Hoffnung habe, irgend wie einen eigenen Herd zu begründen, so würde ich nie wagen, um ihre Hand zu bitten; deshalb aber gebiete mir die Pflicht zu entfliehen, ehe es zu spät sei. Noch habe keine Erklärung gegenseitiger Liebe zwischen uns stattgefunden; aber um sie nicht herbei zu führen, sei meine Entfernung eine Nothwendigkeit.

— Wenn Sie diesen Brief erhalten, würdiger Mann, — so schloß ich mein Schreiben, — befinde ich mich schon auf einem Dampfschiff, das noch in dieser Nacht nach Toulon abgehen wird.

Diesen Brief ließ ich zurück und begab mich, als

die Familie sich zur Ruhe gelegt hatte, in den Hafen, wo ich das französische Dampfschiff: Der Delphin, bestieg. Die Abfahrt verzögerte sich über Erwarten bis zum andern Morgen.

Schon brauseten die Kessel der Dampfmaschine und in gemessenen Pausen strömte der Dampf aus dem hohen Schornstein des Schiffs, da stand plötzlich der alte Maurocordatos vor mir.

— Zum Geier! — rief er im freundlichen Zürnen, — will mir der Vogel davon fliegen, aus Furcht, in meinem Hause den Frühling der Liebe zu wecken? Glaubt er denn, daß ich ihn in meine Familie aufgenommen haben würde, wenn nicht sein treues deutsches Gemüth von mir geprüft und mir Bürge gewesen wäre, daß er ein Mädchen, wie meine Aicha nicht unglücklich machen würde? Kehre nur immer mit um, das Mädchen stirbt mir unter den Händen; ich verantworte alle Folgen.

— Aber, gnädiger Herr! ich habe nichts, ich bin nichts ....

— Du besitzest ein warmes Herz und gesunden Verstand, das ist mir genug für den Gatten meiner Tochter, denn für die kleinen Bedürfnisse des Lebens bin ich reich genug für Euch Beide ....

— O edler Mann! ....

— Oder begreifst Du nicht, — fuhr er fort, — daß ein aus dem Vaterlande Verbannter nicht noch den letz-

ten Schatz seines Hauses, seine einzige geliebte Tochter fortgeben würde, ohne sich unglücklich zu fühlen. Das würde aber der Fall sein bei jeder andern standesmäßigen Verheirathung, Du jedoch bist ein deutscher Edelmann, also meiner Tochter am Stande gleich; Du bist ein Verbannter wie ich, daher mir doppelt werth; und Deine vereinsamte Lage würde Dich mit verdoppelter Wärme an mein Haus binden; welches Verhältniß könnte mir angenehmer sein, als Dich, mein junger Freund, als Schwiegersohn in mein Haus aufzunehmen?

— O wie glücklich würde mich diese Verbindung machen, aber ich wage nicht zu hoffen, daß ein so himmlisches Wesen, wie Aicha ....

— Dir gewogen sein wird....? Nun, — lachte er, — in dieser Bescheidenheit liegt doch wenigstens Methode. Ich sage Dir, Aicha würde den Verstand verlieren, wenn ich Dich nicht wieder zurückführte. Es ist ein entschlossenes Mädchen, das nur einmal im Leben liebt und nie wieder. In seltsamer Ahnung hatte sie die Nacht schlaflos zugebracht. Sie begiebt sich in das Balkonzimmer, wo meine Familie bei dem Anblick über den Golf von Neapel zu frühstücken pflegte; da findet sie auf dem runden Theetisch einen an mich gerichteten Brief. Sie erkennt Deine Hand und lieset bei dem Schein einer angezündeten Kerze Deinen Brief, in welchem Du mit edler Gesinnung Deinen Entschluß ver-

kündest, durch die Flucht Dich der Gefahr, undankbar zu erscheinen, zu entziehen. Da eilt sie an mein Bett, weckt mich und erzählt mir den Inhalt des Briefes; bekennet mir ihre Liebe und erklärt mir, daß sie entschlossen sei, nicht länger zu leben, wenn ich nicht eile, Dich zurückzuführen und den Bund der Herzen zu segnen. Was blieb mir übrig, als zu gewähren? Schon dämmerte der Morgen, der Vesuv glühte im Rosenlicht und das scharfe Auge meiner Tochter erkannte das Dampfschiff, das am Molo noch lag. Ich eilte hierher und jetzt habe ich Dich gefangen und werde Dich nie wieder von mir lassen.

Mit solchen Reden führte er mich zurück. Weinend vor Freude und Wonne sank Aicha in meine Arme, des Vaters segnende Hand heiligte diese Verlobung, der beiden glücklichsten Liebenden, die es jemals auf Erden gegeben hatte.

Wir gingen weiter nach Genua. Die in solchen Dingen äußerst bedenkliche Regierung machte Schwierigkeiten, die politischen Flüchtlinge aus Griechenland und Deutschland aufzunehmen. Endlich gelang es, die Erlaubniß zu erhalten, auf der kleinen Insel Minorca in stiller Zurückgezogenheit, gleichsam in der Verbannung aus dem civilisirten Europa leben zu dürfen.

Maurocordatos kaufte dort die reizend am flachen

Meeresgestade gelegene Villa eines reichen Kaufherrn aus Genua, und wir gingen dorthin ab.

Nie habe ich glückseligere Tage erlebt, als die in den Armen einer geliebten Braut, umgeben von paradiesischen Reizen einer südlichen Landschaft. Unsere Verbindung wurde noch durch einige Förmlichkeiten verzögert; ich sollte meinen Taufschein aus Deutschland herbeischaffen und hatte deshalb an meinen Vater geschrieben und erwartete täglich die Antwort. Da wurde ich eines Tages durch einen Befehl des Gouvernements nach Genua berufen. Ich zweifelte nicht, daß meine Legitimationspapiere angekommen sein würden, und schied von meiner Geliebten mit dem süßen Schmerz, den eine Trennung mit der Hoffnung auf Wiedersehen schon nach wenigen Tagen gewährt. Dann sollte im Stillen unsere innigste Verbindung gefeiert werden und ein idyllisches Familienleben, mit aller Poesie des Südens, schwebte mir wie im süßen Traum vor der Seele.

Ach, wie sollten alle meine Hoffnungen getäuscht werden!

Auf Requisition des Gesandten meines Vaterlandes wurde ich als ein politisch Verfolgter fest gehalten. Drei schreckliche Wochen vergingen mir, abgeschnitten von der Welt, in der einsamen Citadelle am Meeresgestade. Ich sah nichts aus dem kleinen, mit Eisen vergitterten Fenster meines Kerkers, als die blaue Fluth, oder grau-

bewegte Wogen, die sich im unermeßlich-fernen Hintergrunde auf der Höhe des Meeres bis zum lichtgrauen Horizont hinzogen, von welchem aufsteigend sich der azurblaue Himmelsdom emporwölbte. Oft war das ganze Bild umflort von jenem geheimnißvollen Dunstschleier, der zu klar ist, um für Nebel zu gelten, und doch Alles in die weichsten graublauen Farbentöne hüllt. Einzelne Segel zogen wie bleiche Geisterschatten heran und vorüber, oder eine dunkle Barke trug fleißige Fischer, die mit ihren Netzen Furchen zogen, über die geheimnißvolle Tiefe der Fluth.

Das war meine Beschäftigung, hinauszustarren in diese endlose Ferne, in die Weltgegend hin, wo Minorca lag, die Heimath meiner Liebe.

Endlich waren meine Angelegenheiten geordnet, die Regierung meines Vaterlandes hatte auf meine Auslieferung Verzicht geleistet, und ich hatte Erlaubniß erhalten, in die Familie des verbannten Mainoten-Bey's auf die grüne Insel im mittelländischen Meere zurückzukehren.

Auf den Flügeln der Liebe eilte ich mit der nächsten Schiffsgelegenheit nach Mahon. Ohne mich dort aufzuhalten, begab ich mich nach dem einsam gelegenen Landhause meines künftigen Schwiegervaters. Um die Geliebte früh Morgens schon zu überraschen, ging ich durch den Garten und betrat durch den hintern Eingang

das Haus. Auffallend war es mir, alle Thüren offen stehen zu sehen, doch ahnete ich nicht den schrecklichen Anblick, der mich im Vorderhause traf. Ich sah Blutspuren, zertrümmerte Spiegel, Fenster und Möbeln — und — einen todten Körper, den Vater meiner Geliebten, Michael Maurocordatos, mit vielen klaffenden Wunden bedeckt.

Wimmern aus dem Nebenzimmer drang hervor, ich eilte dorthin und fand Aicha's junge Brüder gebunden und geknebelt am Boden liegen. Noch zwei Dienerinnen lagen gebunden im Keller des Hauses, die beiden Bedienten fand ich ermordet; überall Spuren einer verzweifelten Gegenwehr, aber auch eines wilden, übermächtigen Angriffs. Von Aicha keine Spur!

In steigender Angst befreite ich die Gebundenen und erfuhr nun, daß das Landhaus in der Nacht von Seeräubern in muselmännischer Kleidung überfallen und die schöne Griechin mit Gewalt entführt war.

Nichts gleicht meinem Schmerz über diese entsetzliche Unthat, die meine schönsten Lebenshoffnungen zertrümmert hatte. Indeß gab ich mich nicht einem weibischen Hinbrüten der Betrübniß hin. Ich fühlte augenblicklich, daß ich hier der größten Besonnenheit und Energie bedürfe, um einerseits für die unglücklichen verwaiseten Knaben zu sorgen, andererseits aber auch den Thätern auf die Spur zu kommen und wo möglich noch zu

retten, was zu retten war; jedenfalls aber mein Leben daran zu setzen, jenen Frevel schrecklich zu rächen.

Der Zufall sollte mir dabei zu Hülfe kommen. In Aicha's Schlafzimmer fand ich einen Handschar, türkischen Dolch, mit einer großen, etwas gekrümmten Klinge, gleich geeignet zum Hauen, Kopfabschneiden und Stechen, am Boden liegen.

Ich hob ihn auf und betrachtete ihn genau. Er war eine jener orientalischen Waffen, die, mit verschwenderischer Pracht ausgestattet, unsere Bewunderung verdienen durch den Geschmack und den Reichthum der Arbeit. Der Griff von Perlemutter war mit Gold und Rubinen ausgelegt. Ein Diamant von der seltensten Größe bildete den Knopf. Die Scheide von Gold war mit Perlen besetzt; die Klinge vom reinsten Damascenerstahl enthielt eine eingeätzte Inschrift, die sich nur lesen ließ, wenn man die Klinge in gewisser Richtung gegen das Licht hielt. Sie lautete: „Achmed Bey von Constantine."

Nun wußte ich, wer der Mädchenräuber war, es war der schreckliche Tyrann von Constantine, dessen Gewaltherrschaft im Osten von Algerien die Franzosen anerkannt hatten, um sich gegen Abdel-Kader zu wenden, den darauf Marschall Bugeaud durch den Vertrag an der Tafna im Westen als Herrn von Oran anerkannte. So hatte französische Politik rechts und links ihrer kost-

baren Eroberung unversöhnliche Feinde, die noch immer sie beunruhigen, groß und stark gemacht. In Mahon erfuhr ich, daß der grausame Achmed Bey einen Besuch in Genua gemacht hatte, um sich die sardinische Regierung, welche die französischen Eroberungen in Algier immer mit Neid und Eifersucht bewachte, geneigt zu machen, auch Kriegsmaterial zur Verwendung gegen die Franzosen dort einzukaufen, und auf dieser Reise hatte er sich denn einige Tage in Mahon aufgehalten. Dort hatte er dem Adel der Insel glänzende Fêten gegeben, und Maurocordatos mit seiner schönen Tochter hatten sich dem nicht entziehen können, denn Achmed Bey hatte ihnen zuvorkommend einen Besuch gemacht.

Kaum hatte aber der sinnliche Orientale die schöne Griechin erblickt, so entbrannte er in glühender Leidenschaft für sie. Er wandte Alles an, ihre Liebe zu erschmeicheln, allein obgleich er ein schöner Mann war, von majestätischem Ansehen und von feinen Manieren, so gelang es ihm doch nicht, das treue Herz meiner Geliebten zu gewinnen. Vergebens ließ er durch Unterhändler dem Vater bedeutende Summen bieten für den Besitz seiner Tochter, vergebens lud er ihn ein, an seinen Hof zu kommen, um die erste Stelle nach ihm einzunehmen; eben so vergebens erbot er sich, seinen ganzen Harem zu ersäufen, um Aicha als alleinige Gattin mit allen Rechten und Freiheiten einer christlichen Ge-

mahlin bei sich aufzunehmen. Schon dieser Vorschlag verrieth das Ungeheuer und Aicha zog sich scheu und ängstlich in das Innere ihrer Gemächer zurück, als Achmed ihr den letzten Abschiedsbesuch machen wollte. Als der Vater ihm sagte, seine Tochter sei unwohl und könne ihn nicht sprechen, schäumte der Türke vor Wuth und sprach spöttelnd: — So werde ich mir denn eine Audienz von ihr ausbitten müssen, die sie mir nicht wird verweigern können.

Wenige Stunden darauf segelte er ab aus dem Hafen von Mahon. Er fuhr scharf vorbei an dem Landhause Maurocordatos', welches er mit Kanonenschüssen begrüßte, offenbar in keiner andern Absicht, als um einen günstigen Punkt zur Landung zu ermitteln; denn in der folgenden Nacht geschah der Ueberfall und die Entführung.

— Sieh, mein Freund, — so schloß Rudolph seine Erzählung, — so leidet es keinen Zweifel, daß der wegen seiner despotischen Grausamkeit berüchtigte Bey von Constantine der Räuber meiner geliebten Braut ist. Da ich nun in den Zeitungen las, daß Frankreich große Rüstungen zu einem Kriegszuge nach Constantine mache, um Achmed Bey abzusetzen und für seine zahllosen Frevel zu bestrafen, so eilte ich nach Marseille, nachdem ich die beiden Knaben und ihr Vermögen einem von der Regierung ihnen bestellten Vormund übergeben

hatte, und nahm Dienste in der Fremdenlegion für Afrika, um an diesem Zuge Theil zu nehmen, der für mich ein Kreuzzug der Rache sein wird.

Während dieser Erzählung waren die Küsten von Minorca verschwunden. Man sah nur noch am Horizont einen schwachen Nebelstreif, das war Alles, was übrig geblieben war von der Bühne der Liebe und des Schreckens, und mit Trauer im Herzen sagte Rudolph: — So verschwimmt und verschwindet am Ende Alles auf Erden. Es verbleicht jeder Eindruck von Glück und Unglück, bis am Ende selbst die Erinnerung daran immer schwächer wird, und dann das öde graue Alltagsleben wieder an die Stelle der beseligenden oder erschütternden Herzensbewegung tritt.

Der Abend näherte sich und die afrikanische Küste wollte noch immer nicht erscheinen. Vergebens schickte der ungeduldige Capitain einen Matrosen nach dem andern auf die vorderste Mastenspitze. Da, ohne Uebergang vom Dämmerlicht, wie das im Süden der Fall ist, brach auf einmal prachtvoll leuchtend die Nacht mit ihrem wunderbaren Sternenglanz herein. Man wußte, daß am folgenden Morgen die ersehnte Küste sichtbar sein würde. Kein Schlaf kam den Reisenden. Trotz dem kalten Winde konnten keine Bitten, keine War-

nungen Marie bewegen, in die Cajüte hinabzusteigen. Sie litt am Kopfschmerz und in fieberhafter Aufregung überredete sie sich und ihren besorgten Vater, daß sie die dumpfe Luft unter dem Verdecke nicht ertragen könne und daß sie hier im Freien Erleichterung fühlen werde.

Aber der Grund schien ein anderer zu sein. In ihren Mantel gehüllt, das Gesicht verschleiert, saß sie so nahe, als es die Schicklichkeit nur gestattete, der Abtheilung, wo die Soldaten ihr lustiges Leben wieder begonnen hatten. Ihre Augen starrten vergebens hinein in die vom glänzenden Sternenlicht nur schwach erhellten Gruppen. Unter den dunkeln Gestalten konnte sie den Einen nicht herausfinden, dessen melodische Stimme so süße und zugleich schmerzliche Erinnerungen in ihrer Seele geweckt hatte.

— War er es gewesen oder nicht? — fragte sie sich selbst. — Doch — fuhr sie zusammenschaudernd im Selbstgespräche fort, — wie sollte der Galeerensträfling von Toulon hier unter diese nach Afrika bestimmten Soldaten kommen, wie der stolze Marquis unter diesen Auswurf der Menschheit?

Und dann zermarterte sie sich wieder mit Gedanken. Eine Stimme des Herzens sagte ihr: Er ist unschuldig, er kann nicht schuldig sein, es ist unmöglich, daß der Mann von diesem Adel der Gesinnung sich eines solchen rohen Verbrechens schuldig gemacht habe, und dennoch,

hatten nicht alle Beweise gegen ihn gesprochen? War sie nicht selbst genöthigt gewesen, seine Anklägerin zu werden? Haben nicht die Geschworenen das furchtbare „Schuldig" über ihn ausgesprochen? Wie aber, wenn er dennoch unschuldig gewesen wäre, wenn die Intriguen meiner Gouvernante, meines Beichtvaters, die Eifersucht meiner Mutter .... schrecklich — wenn er unschuldig wäre .... entsetzlich, wenn er schuldig ist. Vielleicht höre ich seine Stimme noch einmal. Es liegt so viel Tiefe, so viel Seele darin, so bezaubernde Anklänge an die Rosentage meiner Liebe, — o Gott — Gott — o Gott!

. . . . . .

Die Deutschen hatten sich im Kreise um die warme Dampfröhre her gelagert. Ihre vom Wein erhitzten Kehlen begannen wieder in den verschiedensten Dialekten die lieben alten Lieder des fernen Vaterlandes herauf zu beschwören. In einer Pause wurde der junge Provençale gebeten zu singen. Er sang abermals eine jener süßen, schwärmerischen Chansons seiner schönen, sonnenhellen Heimath, die schon durch ihre zärtliche, melancholische Innigkeit alle Herzen gewinnen. Sein Gesang war gebildet, die Stimme so sanft und melodisch, daß Alles davon herbeigelockt wurde. Selbst die rohen Matrosen horchten auf mit angehaltenem Athem. Es war die schwermüthige Klage eines Gefangenen, an seine ferne, unerreichbare Geliebte gesungen.

Als er geendigt hatte, wurde er bestürmt, den Gesang zu wiederholen. Er that es mit erhöhtem Feuer, denn während er sang, hatte er eine holde, begeisternde Erscheinung gehabt. Unter den Schattengestalten, die über die Barrière des Hintertheiles herüberschauten, um ihm zuzuhören, war eine sichtbar geworden, deren wunderschönes Antlitz nach zurückgeschlagenem Schleier, auf einen Augenblick von der Schiffslaterne erleuchtet, ihm wie die Himmelskönigin selbst in glänzender Glorie erschien, es war Maria. Auch sie hatte den Sänger bemerkt, aber der verwilderte Bart, die ärmliche Soldatenkleidung machte ein eigentliches Wiedererkennen unmöglich. Eben so wenig hatte er dieses schöne Mädchen, das sich so schnell wieder verhüllte, mit Bestimmtheit wieder erkannt. Ein so plötzliches Wiedererkennen hätte sie ohne Zweifel Beide mit Schauder und Entsetzen erfüllt; denn was die einst Liebenden jetzt trennte, war die tiefe Kluft einer schwarzen Criminalgeschichte; aber eben die Unsicherheit eines halben Erkennens wirkte mehr geistig auf beide Liebende. Es war das Gefühl einer entfernten Aehnlichkeit, das in Beiden eine träumerische Erinnerung weckte, welche sie in die schöne Zeit einer früheren Liebe zurück versetzte, ohne der Schrecken und Entsetzen einer spätern Zeit zu gedenken.

So erweckte dieses duftige, vergeistigte Wiedersehen in Beiden eine erhöhte, poetische Stimmung, ein stilles

Glückseligkeitsgefühl, das für einen Augenblick ihren Schmerz milderte und in eine sanfte Wehmuth verwandelte.

Marie ließ ihren Schleier fallen und zog sich in den Hintergrund zurück. Emil verlor sich unter der Menge der ihn umgebenden Soldaten.

. . . . . .

Die Offiziere und angesehenen Fremden drängten sich um den jungen Provençalen und sagten ihm viel Schmeichelhaftes über seine schöne Stimme. Einige wollten ihm Geld geben, was er aber mit einem Ausdruck von gekränktem Gefühl zurückwies. Da trat der Obrist, Mariens Vater vor, einen Pokal mit Malaga gefüllt, in der Hand haltend.

— Junger Mann, — sprach er, — dem Sänger gebührt ein Ehrentrunk; hier, trink es aus auf gut Glück in Afrika!

— Herr! — entgegnete Emil, — wollt Ihr mich würdigen, den Ehrentrunk zu empfangen, so müßte er von schönen Lippen credenzt und geweihet sein, so will es alte, ritterliche Sitte.

— Aha, der ächte Provençale, — lachte der Obrist. — Wein, Gesang und Liebe begeisterten die alten Helden. Nun wohlan, Du mein junger Troubadour, tritt näher in unsern Damenkreis, sing noch ein Lied zur Ehre der Frauen und dann soll meine Tochter Dir den Ehrentrunk credenzen.

— Wie kann ich es wagen? — rief der junge Mann, sich von oben bis unten betrachtend, — ich bin ja ein Ritter von der traurigen Gestalt?

— Du bist von höherem Stande, — sprach der Obrist überrascht, — wie ist Dein Name?

— Ich bin, — rief Emil mit einem schrillenden Schmerz, — Sträfling in einer der Disciplinarcompagnien; war ich jemals mehr, um so tiefer meine Entwürdigung. Ich trinke keinen Ehrenwein; es war eine Thorheit, ein Selbstvergessen, wenn ich von schönen Lippen träumte. Zudem, — fuhr er mit tiefer Melancholie fort, — Frauenschönheit ist Gift geworden für mein Glück, für meine Ehre; ich hasse die Frauen, und Eine vor Allen, die ich einst liebte und doch nimmer, nimmer vergessen kann.

Damit wies der junge Provençale den Wein zurück, hielt die Hand vor die Augen und stieg in den untersten Schiffsraum hinunter, seinen Schmerz auszuweinen.

. . . . . .

Nach drei Uhr Nachts weckte ein Kanonenschuß die Reisenden aus dem Schlummer. Alles eilte erwartungsvoll auf das Verdeck. Die Luft war still und schwül, die Räder rauschten nicht mehr. Das Dampfschiff Krokodill war auf der Rhede von Algier angekommen. Es ankerte zwischen zwei Dampfschiffen, die erst vor wenigen Stunden dort eingetroffen waren. Rechts flammte

die Fackel des Leuchtthurms, links starrte die alte Piratenstadt mit ihren wie große weiße Würfel terrassenförmig aufgethürmten Häusern, wie ein ungeheurer Todtenhügel empor, durch die Dämmerung des eben anbrechenden Morgens. Nun begann in fröhlicher Eile, gemischt mit banger Erwartung, die Ausschiffung. Bald erschienen mehrere Nachen von halbnackten Arabern gerudert, welche Gepäck und Reisende aufnahmen und dem Hafen zuführten.

Die Soldaten wurden noch nicht ausgeschifft. Doppelt schmerzlich fühlten jetzt Rudolph und Emil den Zwang solcher Verhältnisse, wofür sie Beide nicht geboren waren. Schüchtern suchte Marie den Blicken des jungen Sängers noch einmal zu begegnen; dieser aber schämte sich seiner traurigen Gestalt und seiner drückenden Verhältnisse und er entfernte sich aus ihren Umgebungen.

Ein riesiger Beduine reichte Marien die Hand, und mit einem leichten Sprunge stand sie auf dem Boden Afrika's. Ihr schwindelte der Kopf,— war es ein Traum? war es Wirklichkeit? In fünfundvierzig Stunden hatte sie das mittelländische Meer in seiner größten Breite durchmessen, einen Welttheil mit dem andern vertauscht, alle Hoffnungen zurückgelassen und doch wieder neue gefunden. Welch ein Wechsel der Ereignisse und Gefühle, welche verhängnißvolle Zukunft, welche Leiden der Vergangenheit!

Der Anblick von Algier hatte wie Zauberei auf die Gemüther der Reisenden gewirkt. Der Uebergang von dem ganz französischen Toulon mit seiner rein europäischen Physiognomie auf diese afrikanische Stadt mit ihrer seltsam modernisirten Ausstaffirung war zu überraschend, um nicht für den ersten Augenblick einen fast sinnverwirrenden Eindruck auf die erregte Seelenstimmung des jungen Mädchens zu machen, welches jetzt, unter so seltsamen Verhältnissen, in eine fremde, so wundersam bewegte Welt trat. Welche Verschiedenheit der Menschenracen, der Haltung, Sitten und Kleidung und wie das rennt und wogt, ohne Rast und Ruh durcheinander!

Dort, der Maure, mit der ernsten, gemessenen Haltung, mit dem kalten, aber wilden Blick, stolz vorüberschreitend an den Frauen, die, in lange, weiße Gewänder verhüllt, selbst die Gesichter versteckt in weite Doppelschleier, lautlos, wie Töchter des Grabes durch die bewegte Menschenwelt ziehen, oft vielleicht bergend in der heißen Brust ein fühlendes Herz; dort der noch stolzere Türke in seinen weiten, glanzvollen Gewändern, deren Prunk Mahmud's Reformen hier im fernen Algier nicht erreichen konnten. Alles Arabische, wie die Araber verachtend, reitet er an den Beduinen und Kabylen vorüber, nur noch durch die Haltung des Siegers daran erinnernd, daß er einst Herr hier war, wo jetzt

die Franken herrschen, auch über ihn. Dort schleicht schlau und beweglich lauernd und geschäftig der hagere, gelbhäutige Jude durch die Menge, schmuziger und verachteter als in Europa, während die schönen Jüdinnen mit ihren großen dunkeln Augen und aufgeschürzten Schleppkleidern und goldenen Spangen und Ketten, die sie jetzt unter dem Schutz der Civilisation zur Schau zu tragen wagen, und mit der hohen Sarma auf dem Kopfe, an die patriarchalischen Gewänder der Zeiten der Lea, Rahel und der Töchter Lot's erinnern. Hier auf den belebten Hafendämmen lauern, im Sonnenschein ruhend, die zerlumpten Beserys und Mohabis, die, entfernten Stämmen angehörend, nur von der Arbeit leben, welche ihnen der Zufall zuwirft; die Neger dort tragen Kleider von grellen, lebhaften Farben, die aber malerisch das glänzende Schwarz ihrer Haut hervorheben. Einige fast unbekleidete Negerinnen mit ihren schlanken Ebenholzfiguren gewähren die schroffsten Gegenbilder zu den weiten, faltigen Gewändern von blendend weißer Farbe, womit sich die wohlhabenden maurischen Frauen verhüllen; dazwischen erscheinen die glänzenden, knapp anliegenden französischen Uniformen aller Waffengattungen, die hochrothen Spahi's, die Zuaven in türkischer Kleidung, die afrikanischen Jäger mit ihren kurzen reichgestickten Jacken; Matrosen von allen Nationen; Handeltreibende, Colonisten und Abenteurer aus

Deutschland und Italien, politische Flüchtlinge aus Polen, Spanier und Portugiesen und elegante englische Reisende mit ihren fein geschnitzten, wie am Draht gezogenen Damen.

Emil war nicht frei. Da er einem Strafbataillon angehörte, so mußte er dem Commando folgen. Schmerzhaft war es ihm nur, nicht zu wissen, wo er jene Erscheinung wieder sehen solle, deren Anblick ihn so magisch anzog und doch wieder von ihm gemieden wurde, weil sie ihn zugleich mit Grausen erfüllte und er sich seiner Herabwürdigung schämte.

Rudolph, der junge Deutsche, hatte sich zwar zu Marseille in die Fremdenlegion einrolliren lassen, doch war er noch freier als sein junger Freund. Er versprach ihm dem Obrist und seiner Tochter zu folgen, um vorerst mindestens ihre Wohnung auszukundschaften.

Die maurischen Häuser, wie sie mit ihrem weißen Anstrich und flachen Dächern in Algier übereinander vom Meeresgestade her bis auf die Höhe der Kasaubah, mit einzelnen Palmen geschmückt, terrassenweise sich erheben, haben viel Aehnliches mit der altrömischen Bauart. Keine andere entspricht so dem heißen Klima des Südens und der brennenden Sonnengluth.

Jedes Haus umschließt einen Hof von zwan-

zig bis vierzig Fuß in's Gevierte. Die äußeren Mauern haben nach der Straße hin keine Fenster. So gleichen sie vollkommen befestigten Thürmen, die nur hier und da einige durch das spätere Bedürfniß herbeigerufene Ausbauten haben. Alle Fenster und Thüren gehen nach dem Hofe zu, wo eine Colonnade, die für die zweite Etage eine Galerie bildet, die einzige Verbindung zwischen den verschiedenen, meistens kleinen Zimmern vermittelt. Die Treppe ist in einem dunkeln Winkel des Hauses angebracht; die Stufen sind so schmal und hoch, daß man wohl annehmen darf, die sonst so bequemen Mauren haben selten sich aus einer Etage in die andere begeben. Die untere Colonnade und die obere Galerie haben eine Breite von vier bis fünf Fuß, mit einer Brustwehr von zierlich geschnitztem und buntbemaltem Holzwerk. Die Säulen stützen zunächst kleine Schwibbögen von arabischer Construction. Der Boden und die Wände dieser Galerien sind mit Fließen von gebranntem Thon belegt. Der Hof bei den Häusern der Reichen — und ein solches war es, das der Obrist mit seiner Tochter bezog — mit Marmorplatten belegt. In der Mitte des Hofes sprang im Marmorbassin ein kleiner Springbrunnen. In einer Ecke desselben überragte eine schlanke Palme das flache Dach des Hauses und ihre Fächerkrone schien in der blauen Tiefe der Luft zu schwimmen.

Die flachen Dächer bilden anmuthige Terrassen. Sobald die Sonne hinter dem fernen Horizont mit ihren brennenden Purpurfarben in's Meer taucht, beleben sich jene Terrassen, auf welchen ihre Bewohner jetzt ungezwungener, als zur Zeit der Herrschaft des Deys, die frische Luft genießen. Eine unermeßliche Aussicht über die mit Orangerie besetzten Dächer der tiefer liegenden Straßen, hinaus auf das mit Schiffen aller Nationen und rauchenden Dampfschiffen bedeckte Meer, ist damit verbunden. Das Herz erhebt sich gleichsam zu den höheren Regionen des Gefühls. Alles Beengende und Kleinliche fällt von uns ab, und wir gewinnen an Hochherzigkeit der Gesinnung und Reinheit des Gefühls.

So wenigstens war die Empfindung der engelschönen Maria, als sie am ersten Abend ihres Eintreffens in Algier die Pracht des Sonnenunterganges von der Terrasse auf dem Dache des von ihr und ihrem Vater bewohnten maurischen Hauses genoß.

Träumerisch gedachte sie der Vergangenheit mit ihrer Wonne, ihrem Schrecken. Es war ihr kaum noch ein Zweifel geblieben, daß sie den einst Geliebten in den Tagen des Erwachens ihrer ersten jungfräulichen Gefühle wieder gesehen hatte; aber er war ihr ja später ein Mann des Entsetzens und des Abscheues geworden.

Doch seine Blicke waren den ihrigen begegnet. Es lag kein Groll, keine Erbitterung mehr darin; und

wenn sie diesen langen Blick richtig gedeutet hatte, so war es Versöhnung, unvergängliche Liebe, was aus seinen dunkeln, schwermüthigen Augen glühte.

Doch wie leicht konnte sie sich getäuscht haben; es war ja nur ein Moment des Begegnens ihrer Blicke, — und man glaubt so gern von Andern voraussetzen zu dürfen, was man selbst empfindet. Ueberraschung war vielleicht das einzige Gefühl, was ihr Anblick in seiner Seele geweckt hatte. Es konnte eben sowohl Haß als Liebe dahinter verborgen sein, und warum nicht Haß, da sie als seine Anklägerin ihn um Ehre und Freiheit gebracht hatte. Und durfte sie selbst ihn dann noch lieben? Ihn, der sich die schrecklichsten Rohheiten, die raffinirtesten Bosheiten gegen sie erlaubt hatte? mußte sie ihn nicht hassen, den Mörder ihres Glücks, ihrer Ehre, ihrer Ruhe? Aber konnte sie ihn denn hassen? drängte nicht stets ein tieferes Gefühl zu lieben, wo man sie stets aufgereizt hatte zu hassen? War dieses Gefühl der Liebe in ihrer jugendlichen Brust nicht mächtiger, nicht überwältigend, seitdem sie wieder die innig seelenvollen Töne seiner Stimme, diese Chansons voll Liebe und Sehnsucht, die er ihr einst in glücklichern Tagen der Liebe und Wonne vorgesungen hatte, gehört; noch mehr, seitdem sie ihn wieder gesehen und erkannt zu haben glaubte?

Sie begriff zwar nicht, wie der auf fünfzehn Jahre

zu den Galeeren verurtheilte Unglückliche hier in den groben Rock eines nach Algier bestimmten gemeinen Militairsträflings auf der Reise nach Afrika ihr begegnen sollte; aber das waren Nebendinge, die sie nicht beunruhigten. Ihr Auge sagte ihr, daß er es war, und ihr Herz flüsterte leise: er ist unschuldig, er liebt dich noch, du hast ihm das furchtbarste Unrecht gethan, du mußt Alles aufbieten, ihn zu versöhnen, ihn zu sprechen, ihm das Unrecht einer falschen Anklage abbitten, ja dich selbst preis geben, um ihn und seine Ehre zu retten.

Und war ich denn bei voller Besinnung, als ich ihn anklagte? Weiß ich noch heute kaum, ob es nicht eine nächtliche Vision, ein schrecklicher Traum, oder absichtliche Täuschung durch Andere war? Der Schrecken hatte mich um alles Bewußtsein gebracht, so glaubte ich denn leicht, was man mir einredete und beschwor eine That, die vielleicht nicht geschehen war.

O Gott! o Gott! wie rette ich mich aus diesem Labyrinth von Zweifeln? Meinem Vater darf ich kein Wort davon sagen, nicht, daß ich ihn wieder gesehen und erkannt zu haben glaube, nicht einmal, daß er es war, dem er den Ehrentrunk gereicht. Mein Vater ist unerschütterlich von seiner Schuld überzeugt, er würde nicht ruhen, bis der verurtheilte Frevler in das Bagno zurückgeschickt würde, aus dem er vielleicht entsprungen

ist, und ich wäre auf's Neue die Furie, die ihn verfolgte. Ha, da ist meine Gouvernante. Sie hat sich in dieser entsetzlichen Angelegenheit so theilnehmend gegen mich bezeugt, daß ich von ihr allein discreten und dabei klugen Rath erwarten darf.

In der That trat auch die vormalige Gouvernante Mariens, die, nachdem die Erziehung des jungen Mädchens vollendet war, doch als Gesellschafterin bei ihr geblieben war, auf die Terrasse des Hauses und brachte ihr einen orientalischen Shawl von großer Schönheit, den sie ihr mit zärtlicher Besorgniß, damit sie sich nicht in der kühlern Seeluft des Abends erkälte, um die Schultern legte.

Marie dankte und bald war das Gespräch auf den Gegenstand übergegangen, der die Seele des jungen Mädchens so sehr beschäftigte. Marie sagte ihr, daß sie fest überzeugt sei, Emil singen gehört und im Rock eines gemeinen Soldaten erkannt zu haben.

Die Gouvernante schlug die Hände zusammen vor Schreck. — Wird denn dieses Ungeheuer, — rief sie aus, — mein unschuldiges Täubchen überall hin verfolgen? giebt es denn nirgends für meine fromme Marie gegen die Frevel einer lasterhaften Welt ein sicheres Asyl, als in geheiligten Klostermauern? O wie zu beklagen ist es, Marie, daß Sie in der Aufwallung Ihres guten Herzens, um Ihren trefflichen Vater nicht zu

verlassen, sich geweigert haben, bei Ihrer frommen Tante im Kloster auf Minorca eine Zufluchtsstätte anzunehmen. O welches Unheil wird Ihnen noch bevorstehen, da dieser Tiger mit nach Afrika gekommen ist, um Sie hier völlig zu erwürgen.

— O meine liebe Bonne! — entgegnete Marie, — ich theile Deine Besorgnisse nicht. Mein Herz sagt mir: wer noch mit solcher Stimme und so seelenvoll singen kann die Lieder der Sehnsucht und Liebe, der hat keine schwarze Seele. Ich fange an zu glauben, daß wir ihm Unrecht gethan haben; irgend ein böser Dämon hat dabei die Hand im Spiel gehabt.

— Glauben Sie das nicht; Gott läßt das Böse zu, damit der Gerechte die Märtyrerkrone erringe. Auch Ihre Seele ist noch nicht geläutert genug für die ewige Seligkeit durch die über Sie verhängten Prüfungen und deshalb sendet Ihnen der Herr neue Verfolgungen des Verruchten, worauf Sie sich gefaßt machen müssen. Ich will wünschen, daß meine schrecklichen Ahnungen nicht in Erfüllung gehen. Hüten Sie sich vor dem Anblick des Schrecklichen, denn sein böser Blick sprühet Gift, sein Athem ist verpestet, und dann beten Sie fleißig, daß Ihnen Gott gnädig sei in diesen neuen Prüfungen, die er Ihnen auflegen wird.

Mit solchen Reden ängstigte die Gouvernante das junge Mädchen und die milden Gesinnungen für den

einst geliebten jungen Mann wichen wieder finstern Zweifeln. Dieser Kampf zwischen Liebe und Haß im Innern eines so zart organisirten Wesens mußte alle Seelenkräfte der armen Marie aufreiben. Sie zermarterte sich mit Vorwürfen, ob sie dem unglücklichen Emil, den man ihr stets als das entsetzlichste, verabscheuungswürdigste Ungeheuer auf Erden schilderte, nicht Unrecht gethan habe. Und diese Selbstpeinigung rieb ihre Körperkräfte auf. Sie beichtete ihre Gewissensbeunruhigung dem frommen Abbé; aber vergebens bot dieser alle Tröstungen der Religion auf, um sie zu beruhigen. In ihrem Innern lag ein heißer Quell von Liebe, welche immer wieder alle Wirkung der bösen Einflüsterungen zerstörte.

Da sprach der Beichtvater zu der Gouvernante vertraulich unter vier Augen:

— Das arme junge Mädchen wird noch an ihren Zweifeln und Gewissensscrupeln zu Grunde gehen; daher ist es Christenpflicht, dem beklagenswerthen Zustande ein Ende zu machen. Ich schlage daher vor, das alte Mittel, auf ihre Ueberzeugung zu wirken, wieder zu erneuen.

— Der Meinung war ich schon längst, — entgegnete die Gouvernante. Ich werde veranlassen, daß ein solcher Brief geschrieben werde.

—Und ich, — entgegnete der Abbé, — übernehme die Besorgung desselben an die Adresse.

Am andern Morgen, als Marie allein unter der Arcade auf dem mit Marmor gepflasterten Hof, der Fontaine gegenüber saß, kam ein Invalide aus dem nahen Hospital, im zerlumpten Soldatenkittel, in den innern Hof, warf dem jungen Mädchen einen Brief vor die Füße und entfernte sich schnell.

Mit einem Aufschrei glaubte Marie Emil's Handschrift erkannt zu haben. Sie öffnete den Brief und las mit steigendem Entsetzen:

„Mörderin meiner Ehre und meines Glücks. Nie werde ich Ihnen die verrätherische Anklage vergessen. Ich entsprang der Galeere und schiffte mich ein nach Afrika, nur um mich an Ihnen zu rächen, die ich hasse und verabscheue. Hüten Sie sich! einmal habe ich Sie gemißhandelt, nun aber gehe ich darauf aus, Sie zu Tode zu martern. C. d. l. R."

Das war seine Hand, das war dieselbe feindselige Gesinnung, die ihr schon so vielfach Angst und Schrecken verursacht hatte. Der Abscheuliche, so war er dennoch ein Verbrecher! Ihr Gewissen war beruhigt, aber ihre Seele nicht frei von Kampf zwischen Liebe und Haß.

Sie überredete sich, daß sie ihn haßte, den sie als ihren Verfolger betrachten mußte, aber immer wieder, wenn auch nur auf Momente oder im Traumleben, brach ein Lichtstrahl der Liebe sich Bahn durch die melancholische Nacht ihres Hasses.

Mariens Seele war von der Natur mehr für die Liebe geschaffen, aber Verhältnisse drängten ihr den Haß auf, der einem so weichen, edlen Herzen, wie das ihrige, so unnatürlich war.

So rückte die Zeit des ersten Zuges nach Constantine heran. Marie hatte Charakter und festen Willen; ihr Vater war nachgiebig gegen ihre Wünsche; so verlangte sie ihn auf diesem Feldzug begleiten zu dürfen. Alle Abmahnungen von Seiten ihres Beichtvaters und ihrer Gouvernante waren vergebens. Die Drohbriefe Emil's wiederholten sich. Das Einzige, was sie versprach, war, daß sie durch angemessene Verkleidung dafür sorgen wollte, von Emil nicht erkannt zu werden, um nicht, wie er gedroht hatte, das Ziel seiner ersten, noch dazu vergifteten Kugel zu werden.

Es war im November 1836, als der erste Zug nach Constantine beschlossen war. Um jeden Preis sollte der Tyrann Achmed Bey, der als türkischer Statthalter die Herrschaft der Franzosen über Algier vom Osten her bedrohte, wie Abdel-Kader vom Westen her, abgesetzt und seine Stelle dem kühnen und ergebenen Obristen Jussuf übergeben werden.

Vergebens hatte der Marschall Clauzel auf dreißigtausend streitbare Krieger gerechnet. Die Zahl war ihm

wohl vom Ministerium verheißen, aber man rechnete die vielen Tausende von Nichtcombattanten und die zwei tausend Kranken, die in den Lazarethen lagen, mit ein.

Die Jahreszeit war äußerst ungünstig gewählt. Der Regen fiel in Strömen bei Tag und Nacht. Schnee bedeckte die Gebirge. Von der Seekrankheit noch ermattet, waren die aus Frankreich neu angekommenen, des Klimas ungewohnten Truppen in Kasernen untergebracht, die gegen die feuchte und stürmische Witterung wenig Schutz gewährten. Das Fieber begann zu wüthen; die Zahl der Kranken nahm auf schreckliche Weise zu.

Dazu hatte noch die Ueberschwemmung der Ebene die Verbindungen unterbrochen. Die Herbeischaffung von Lebensmitteln war fast zur Unmöglichkeit geworden. Jussuf hatte versprochen, 1500 Maulthiere für den Transport der Bagage des Heeres zusammen zu bringen. Er schaffte deren aber mit Mühe kaum 500 zusammen, und selbst von dieser geringen Zahl fielen täglich einige.

Das Ministerium hatte sich über dieses Unternehmen so zweideutig geäußert, daß, wenn der Zug mißlang, alle Verantwortung auf den Marschall; wenn er gelang, alle Ehre der Regierung zufallen mußte.

Man rieth dem Marschall Clauzel davon ab; aber nichts konnte seinen Entschluß und seinen Muth beugen.

Bona war der Sammelplatz des Expeditionscorps. Auch unsere beiden Freunde waren dort angelangt. Am

11. November hatte der Regen aufgehört. Der Marschall begrüßte die ersten Sonnenstrahlen als Glück verheißende Boten, und am folgenden Tage setzten sich die Colonnen in Marsch.

. . . . . .

Jeder Soldat war zum Erdrücken bepackt; außer den Patronen mußte er für neunzehn Tage Lebensmittel und ein Reisebündel tragen. Der General de Rigny eröffnete mit seiner Brigade den Zug. Alles war voll Muth und guter Hoffnung.

Das Lager von Dersan gewährte damals eine malerische Scene. Es war das imposanteste kriegerische Schauspiel von der lebendigsten Regsamkeit. Die Ebene war mit weißen Zelten übersäet; unzählige Feuer loderten auf. Die Feldkessel kochten, und Krieger aller Waffengattungen in den Costümen und Uniformen des Orients und Occidents bewegten sich singend und lachend um ihre Feldküchen. Man sah dort die Spahis, diese afrikanischen Hülfstruppen, in ihren halb türkischen, halb arabischen Costümen, mit den bunten Turbans und rothen Burnussen; die Zuaven, jene dunkeln Afrikaner mit ihren kurzen und weiten rothen Hosen, ihren blauen, mit Roth besetzten Jacken, dem türkischen Bunde und der Bajonnettflinte; die Chasseurs d'Orleans mit den blauen Waffenröcken und dem eigenthümlichen, den Nacken bedeckenden weißen Tuch unter dem kleinen Tschako,

was ihnen das Ansehen giebt, als trügen sie weiße Perrücken; ferner die leichten Chasseurs d'Afrique, mit ihren rothen Beinkleidern und langen Carabinern auf den behenden afrikanischen Pferden reitend; endlich die Fremdenlegion, die am meisten von Allen, sowohl in Rücksicht der Uniformen als der Organisation vernachlässigte Truppengattung.

Unter diesen befanden sich unsere beiden jungen Freunde, die das traurige Glück gehabt hatten, bei derselben Compagnie, unter den Befehlen übermüthiger französischer Offiziere und roher, fast immer betrunkener Unteroffiziere zu stehen.

Man hörte hier, wie bei dem Thurmbau zu Babel, die verschiedensten Sprachen durcheinander reden. Einer verstand den Andern nicht, denn hunderte und tausende von Meilen lag sein Vaterland vielleicht von dem seines Nebenmannes entfernt. Die Araber kochten ihren Kuskuhu und brannten ihren Kaffee, oder schlugen taktmäßig auf ihre viereckigen Tambourins; sie sangen in seltsamen Kehltönen oder erzählten Mährchen im Kreise dichtgedrängter Zuhörer.

Die Franzosen kochten und machten Späße, die Deutschen zechten, so lange noch Wein oder Branntwein zu haben war.

Emil und Rudolph setzten sich so weit entfernt von den Uebrigen, als es die Ordnung des Dienstes und

die Menge der Soldaten aller Waffen und Grade nur immer zuließ. Beide saßen auf ihren Tornistern und putzten einige Rüben, um ihre gemeinschaftliche Suppe damit zu verbessern. Plötzlich ertönte kriegerische Musik und Hornsignale. Die Soldaten griffen zu ihren Waffen und stellten sich neben ihren Wachtfeuern vor den langen Zeltreihen auf. Da kam ein glänzender Zug daher geritten. Es war der Marschall Clauzel mit einem großen Gefolge von hohen Rangoffizieren. Man sah darunter den Capitain Polissier, Anführer der arabischen Hülfstruppen, die er als Spahis so trefflich organisirt hatte; dann die arabischen Häuptlinge: Ben Omar, Erbey und Medeah, welche auf den weißen Burnus, aus deren Capuze die braunen magern Angesichter mit den glänzenden Augen blickten, das Kreuz der Ehrenlegion trugen; auch den Kaid (Richter) des Stammes Ben Kalil und den von den Franzosen ernannten arabischen Hakim von Belida sah man dort.

Unter den Offizieren, die, noch keinen Regimentern zugetheilt, den Feldzug als Freiwillige mitmachten und sich der Suite des Obergenerals angeschlossen hatten, befand sich ein graubärtiger Colonel, an dessen Seite, auf einem überaus zierlich gebauten arabischen Pferde, ein noch sehr junger Offizier ritt, dessen feine Gestalt und zarte, überaus schöne Gesichtsbildung allgemein auffiel, wo man gewohnt war, nur kräftige Kriegergestal-

ten und vom Wetter gebräunte bärtige Angesichter zu sehen.

— Die Züge dieses schönen Knaben, — sprach Emil, — erwecken in mir zugleich die süßeste und die schmerzlichste Erinnerung meines Lebens. Und diese Aehnlichkeit! Hätte Marie, die Entsetzliche, einen Zwillingsbruder, ich würde sagen, siehe, da ist er!

— Erzähle, Emil, ich bitte Dich, — sprach Rudolph, indem er sich an seine Seite setzte.

— Ja, erzählen, erzählen, — riefen mehrere Kameraden, die sich nach und nach um die Beiden gesammelt hatten und sich jetzt im Kreise niederließen, indem die Meisten von ihnen auf türkische Weise die Beine unter sich zogen.

Die Franzosen in Algier hatten schon von den Arabern die Sitte des Mährchen- und Geschichten-Erzählens angenommen, und diese Sitte war als eine Unterhaltung im Feldlager von den ältern Kameraden auch in der Fremdenlegion eingeführt.

So sah sich Emil zu seiner nicht geringen Ueberraschung durch freundliches Andringen seiner Kameraden in die nicht geringe Verlegenheit versetzt, eine Geschichte erzählen zu müssen.

Rudolph fühlte, daß sein Freund nicht der ganzen Welt die vertrauliche Mittheilung aus seinem Leben machen könne, die nur für ein theilnehmendes Freundes-

herz bestimmt sein konnte, und flüsterte ihm zu, — erzähle eine andere Geschichte, um sie los zu werden.

— Erzähle, erzähle, — riefen sie.

Und Emil erzählte, wie folgt.

. . . . . .

— Ihr kennt doch Alle die cause célèbre, — begann er mit einem tiefen Ton der Stimme, dem man einen gewissen Schauer der Empfindung anhörte, — von dem Lieutenant La Roncière und Marie Morel.

— Allerdings, — riefen Alle, — die Geschichte ist ja durch alle Zeitungen verhandelt. La Roncière war ein Scheusal, der das reinste, edelste junge Mädchen auf die abscheulichste Weise gemißhandelt hatte, der Bösewicht.

— La Roncière war unschuldig.

— Von den Geschworenen verurtheilt! unschuldig? unmöglich. Der Ausspruch der Jury ist wie ein Schicksalsspruch, keiner Appellation fähig, keinem Zweifel der öffentlichen Meinung unterworfen.

— Desto schrecklicher, wenn das Schuldig auf Irrthum beruht. Irren aber ist menschlich, und diesem Irrthum sind Geschworene aus dem Volke leichter unterworfen, als rechtsverständige Richter; einmal, weil Jene nicht die Ausbildung der Urtheilskraft besitzen wie Diese, und dann, weil sie als Männer aus dem Volke leichter der Leidenschaftlichkeit einer, über eine entsetzliche

That empörten öffentlichen Meinung zugänglich sind. So war auch hier ein Justizmord durch Irrthum begangen, und die Ehre, wie das ganze Lebensglück eines Unschuldigen zu Grunde gerichtet. Laßt Euch erzählen, Kameraden, wie es sich mit diesem merkwürdigen Criminalfall eigentlich verhält. Noch schwebt ein entsetzliches Dunkel darüber. Aber der Lieutenant La Roncière war mein Freund, aus seinem Munde kenne ich die Geschichte, so weit sie ein Mensch beurtheilen kann, der sich von einem unsichtbaren Netz der abscheulichsten Intriguen umsponnen sah, das er aber nicht zu zerreißen vermochte.

— Hört!

In dem kleinen Städtchen N... befand sich eine Cavallerieschule, wohin von den Regimentern abwechselnd die jüngern Offiziere geschickt wurden, um sich dort höher auszubilden. Bei der Cavallerie aber dienten vorzugsweise Söhne vom alten Adel Frankreichs, die nicht selten reich waren und bedeutenden Aufwand machten. Es wurde ihnen deshalb jeder muthwillige Streich nachgesehen, besonders von Seiten der Bürger, die dadurch guten Verdienst hatten.

Einer derselben war der Lieutenant de la Roncière, von dem später die Rede sein wird.

Commandeur der Militairschule war damals der Generallieutenant Marquis von Morel, aus einer der ál-

testen und reichsten Adelsfamilien im südlichen Frankreich. Sein Posten war mehr ein Amt der Repräsentation, als der Arbeit, und deshalb pflegte er nur einen Theil des Jahres im Gouvernementshause zu . . . sich aufzuhalten, indem er den Winter in Paris, den Frühling auf seinen Gütern und den Sommer in den Bädern zu Spaa zuzubringen pflegte. Ueberall machte er vermöge seines Reichthums ein großes glänzendes Haus, in welchem der feinste Ton herrschte.

Für die kleine Stadt N . . . bildete seine Gegenwart gleichsam den Hof, an welchem sich die vornehmste Gesellschaft des Orts und der Umgegend versammelte. Für die jungen Offiziere galt es als eine Ehre, wenn sie zu den Soiréen und Bällen des Generals eingeladen wurden. Diese Ehre genoß auch der Lieutenant de la Roncière, der jedoch bald sich der besondern Gunst dieser hohen Familie, besonders der Generalin zu erfreuen wußte.

Ich muß jetzt aus den häuslichen Verhältnissen des Generals Umstände hervorheben, die bei den öffentlichen Verhandlungen nur leicht und oberflächlich berührt sind, obwohl vielleicht allein in diesen Verhältnissen die tiefere Quelle der Unfälle, die den Lieutenant La Roncière trafen, zu suchen sein möchte.

Zu der Familie des Generals gehörte seine Gemahlin und seine Tochter, wenigstens kommt Fräulein Morel

in allen Verhandlungen als die Tochter des Gouverneurs der Cavallerieschule, Marquis von Morel, vor, obgleich sie eigentlich nur dessen Nichte und Adoptivtochter war.

Ihr Vater, ein Bruder des Generals von Morel, war ein alter Offizier aus der Zeit Napoleons, der im Hôtel der Invaliden damals einen Ruhestandsgehalt bezog und wegen einer wieder aufgebrochenen Schußwunde dort festgehalten wurde, während der ganzen Zeit der Ereignisse zu ...., die das Glück und den Frieden des jungen Mädchens so furchtbar vernichteten. Der Vater des Fräuleins Morel war mit Leib und Seele Napoleonist und stand mit diesen Gesinnungen den aristokratischen und legitimistischen seines Bruders und besonders der Gemahlin desselben so schroff gegenüber, daß von beiden Seiten eine persönliche Annäherung vermieden wurde. Da übrigens seine Gattin bei der Geburt seiner Tochter gestorben war und der General von Morel keine Kinder hatte, so überließ er gern die Erziehung und Bildung seiner einzigen Tochter dieser Familie; doch stand er mit ihr stets im lebhaften zärtlichen Briefwechsel, sah sie auch in jedem Winter während ihres Aufenthaltes zu Paris, und so wurde zwischen Beiden ein Verhältniß schwärmerischer, väterlicher und kindlicher Liebe und gegenseitigen Vertrauens begründet und erhalten, das denn auch dem Fräulein Morel die politische Richtung ihres Vaters gab, jene Vergöt-

terung Napoleons; aber sie hatte früh gelernt ihre Gefühle und Gesinnungen im Innern zu verbergen unter Umgebungen, die damit so wenig harmonirten und die eben so wenig geeignet waren, das kindliche Vertrauen des jungen Mädchens zu gewinnen.

Der General hielt sich ziemlich fern vom engern Familienleben; so hatte Fräulein Morel nur selten Gelegenheit, ihn anders als bei Tafel, in größerer Gesellschaft zu sehen, und nur Morgens und Abends brachte sie ihm durch einen Handkuß ihre kindlichen Huldigungen. Es fiel dem General nicht ein, sich mit dem Kinde, wie er sie immer noch nannte, als sie schon sechzehn Jahre alt und liebreizend jungfräulich aufgeblüht war, in ein Gespräch, am wenigsten politischer Natur, einzulassen.

Die Generalin aber hatte wieder ihre conventionelle Welt für sich. Sie war freundlich, aber kalt und abgeschlossen gegen ihre Nichte und Adoptivtochter, deren aufblühende Schönheit anfing ihre eigene Eitelkeit zu verletzen.

Madame Morel gehörte zu den Frauen, die sich durch ein gewisses Embonpoint und alle Künste der Toilette conservirt haben, und weil sie einmal in ihrer Jugend sehr schön gewesen sind, sich selbst und alle Welt überreden möchten, daß sie es noch sind. Solche Frauen lieben es, junge Männer in ihre Umgebungen

zu ziehen, und nicht selten gelingt es ihnen, durch Zuvorkommenheit und liebenswürdige Artigkeit den Mangel der Jugend vergessen zu machen, und auf diese Weise einen Kreis von Verehrern um sich zu sammeln, deren Huldigungen ihnen das Selbstgefühl einer gefeierten Schönheit giebt.

Von dieser Art war die Generalin Morel. Unter die jungen Offiziere, die sie mit feiner Koketterie in die Intimität ihres Hauses gezogen hatte, gehörte auch der Lieutenant La Roncière.

Dieser junge Mann wurde von den Frauen schön und interessant gefunden; vielleicht war es auch nur das Barocke in seinem Wesen, das die Frauen Originalität nannten, die Männer aber von ihm abstieß. Er galt für den ersten Libertin im ganzen Offiziercorps, ein Ruf, der ihm aus seiner frühern Garnison gefolgt war, und dennoch war er nichts weniger als ausschweifend; er verachtete jene Classe von Weibern, bei denen Andere ihr Vergnügen suchten, und übertrug diese Nichtachtung auf das ganze Geschlecht. La Roncière war oft finster und trübsinnig, dann scheuchte er Alles von sich fort und galt für einen Menschenfeind. Plötzlich aber schien er aus dieser unglücklichen Stimmung sich aufzuraffen, und ging dann gerade in das entgegengesetzte Extrem einer tollen Lustigkeit und Verschwendung über. In einer solchen Stimmung schonte er seinen Ruf nicht,

und da er die Frauen eben so wenig achtete, wie das Urtheil der Welt, so erlaubte er sich Dinge, über welche die Chronique scandaleuse Zeter und Mordio schrie, obgleich er im Grunde nichts beabsichtigt hatte, als sich im Uebermuth des Reichthums und der Jugendkraft die üble Laune zu vertreiben. So gab er unter Andern glänzende Soupers bei verrufenen Frauenzimmern, ohne selbst Theil zu nehmen an den entsetzlichen Orgien, die er angestellt hatte, und am Ende der Tafel ergriff er dann wohl das Tischtuch bei allen vier Zipfeln, mit allem Tischgeräth und warf es zum Fenster hinaus. Obwohl er immer reichlich den durch Streiche dieser Art angerichteten Schaden bezahlte, so konnte er doch den Disciplinarstrafen für solche Excesse nicht entgehen, und dadurch kam er denn auch bei seinen Vorgesetzten, so wie beim Publicum in üblen Ruf.

Es läßt sich denken, wie sehr dieser üble Ruf später zu seinem Nachtheil ausgedeutet wurde. Jetzt war er ihm förderlich, in Morel's Hause eingeführt zu werden.

Gewisse Frauen, wozu auch die Generalin gehörte, haben nicht selten eine Vorliebe für Libertins. Sie fühlen sich unbewußt, gerade durch die Eigenschaft der Männer, die ihnen einen leichten Sieg verspricht, am meisten angezogen, und leicht hatte die Generalin ihren Gemahl beredet, daß man dem Lieutenant La Roncière, der von so guter Familie und so reich sei, suchen müsse

einige Politur zu geben und seine Sitten zu verbessern, was nur dadurch geschehen könne, daß man ihm das Haus des Generals öffne, und so erhielt denn der Lieutenant La Roncière, trotz seines üblen Rufes, Einladungen zu allen Abendzirkeln im Hause des Generals von Morel; dadurch aber machte La Roncière die nähere Bekanntschaft des Fräuleins Morel.

La Roncière, obwohl einer aristokratischen Familie angehörig, hegte doch keineswegs legitimistische Gesinnungen. Er war ein ächter Sohn der Revolution. Das Recht der Geburt galt ihm für nichts; die Berechtigung des Verdienstes für das Höchste. Das Ideal von Heldengröße und Herrschertugenden war ihm Napoleon. Der Glanz des Ruhms, den er über Frankreich verbreitet hatte, stand ihm höher als die Glorie des heiligen Ludwig. In dieser Begeisterung für den großen Kaiser dichtete er einst eine Ode, — denn er war nicht ohne Talent für die Dichtkunst, — und diese Ode wußte er der schönen Nichte des Generals, deren gleiche Gesinnung er im Gespräch erkannt hatte, in die Hände zu spielen. Das junge Mädchen war entzückt über diese Vergötterung ihres Helden. Sie sandte die Ode an ihren Vater, und dieser empfahl ihr, einen jungen Offizier, der so achtbare Gesinnungen hege, mit Aufmerksamkeit zu empfangen. — Die La Roncières, — fügte er hinzu, — sind von einer reichen und angesehenen Adelsfamilie.

Um so mehr macht es seinem Geiste und Herzen Ehre, daß er sich mit so vieler Wärme dem größten Mann und Helden unseres Jahrhunderts zuwendet. Wer Seelengröße zu würdigen versteht, der ist selbst erhabener Handlungen fähig. Nichts würde mich glücklicher machen, als einmal einen Schwiegersohn zu erlangen von diesen Gesinnungen, bei so viel Geist, Adel der Seele und Reichthum.

Ein solcher Wink war mehr als genug, um einem jungen Mädchen, das noch dazu in der ersten Blüthe des jungfräulichen Lebens in Romanideen schwärmte, den Kopf zu verdrehen. So entstand denn bald zwischen beiden jungen Leuten ein stilles Einverständniß. La Roncière hatte zum ersten Male in seinem Leben ein weibliches Wesen gefunden, das er achten und lieben konnte, und bald schwärmte er für die schöne Nichte seines Generals und diese für ihn.

Obwohl es zu einer Erklärung ihrer gegenseitigen Liebe noch nicht gekommen war, so hatten doch Beide, ohne besondere Verabredung, Takt genug, ihre gegenseitige Neigung, die sich nur erst durch Blicke und zarte Aufmerksamkeiten verständigte, vor aller Welt geheim zu halten, besonders aber der Generalin gegenüber, die alle Koketterie aufbot, um den jungen Offizier, der in .... als der Lion des Tages galt, an ihren Siegeswagen zu fesseln.

La Roncière war klug genug, der Generalin offen den Hof zu machen, nur um zu jeder Zeit in die Gemächer der Damen Zutritt zu erhalten, und während sich diese und die ganze elegante Welt überredete, daß Herr von Roncière der Anbeter par excellence der Generalin sei, wurde sein geheimes Verständniß zu ihrer liebenswürdigen Nichte immer fester geknüpft.

Eines Abends traf er sie allein im Salon. Unter dem Vorwand, die schönen Camellien zu sehen, welche das junge Mädchen mit vieler Liebe zog, begleitete er sie in die Galerie, welche eine offene Colonnade mit einer Marmorbalustrade vom Garten trennte. Dorthin führte am Ende derselben eine Marmortreppe; die Generalin war zum Besuch auf ein Gut in der Umgegend gefahren und die beiden jungen Leute durften sich sicher gegen Ueberraschung fühlen.

La Roncière führte die junge Dame von einer Blumengruppe zur andern. Ihr Arm ruhte auf dem seinigen. Einige Male erlaubte er sich in der Wärme des Gefühls, ihre freie Hand an seine Lippen zu ziehen und zu küssen. Sie wehrte ihm nicht, und vor sich hinlächelnd schien sie still beglückt zu sein durch diese Huldigung. Dann schlug sie wohl einmal ihr schönes Auge gegen ihn auf und sein Blick vertiefte sich für einen Augenblick in dem ihrigen, aber wenn sich Beider Blicke begegneten in so sprechender Liebe, so schlug sie fast er-

schreckt und befangen ihre Augen nieder, er glaubte sie verletzt zu haben, und der sonst bei Frauen so dreiste Mann verlor hier zum ersten Male in seinem Leben an der Seite eines schönen Mädchens seine Unbefangenheit. Er schwieg und sie schwieg auch, höchstens war es ein Zucken in den Fingern der beiden Hände, die noch unbewußt eine in der andern lag, was mit der magischen Sprache eines leisen Handdrucks das Fortbeben desselben Gefühls von Wonne und Liebe in beiden jugendlichen Seelen verrieth.

So waren sie die Marmortreppe am Ende der Galerie herabgestiegen und in eine Laube von blühendem Jasmin getreten. Dort stand in der Mitte auf einem steinernen Tisch ein Myrthenstock und ein Rosenstöckchen.

Sinnend blieben Beide davor stehen. Endlich fragte La Roncière: — Dürfte ich wohl von jenem einen Zweig, von diesem eine Rose abpflücken?

Das junge Mädchen gab schweigend durch eine Neigung ihres schönen Kopfes die Einwilligung. Und La Roncière pflückte Beides und fragte, ob er wohl ihr schönes Haar damit schmücken dürfe. Lächelnd gab sie ihm die Erlaubniß.

Nachdem es geschehen war, sprach er: — Nun ist die Braut geschmückt mit den Symbolen der Liebe und des künftigen Eheglücks, und es wird nur auf ihr Ja

ankommen, ob sie geneigt sein wird mir ihr Lebensglück, ihre Zukunft zu vertrauen?

Sie ließ den Kopf zur Seite hängen und sah ihn an, durch Thränen lächelnd, mit Blicken, die Alles verriethen, was in diesem Augenblicke in ihrer Seele vorging.

—O Marie, — rief er schwärmerisch aus, indem er sie sanft an sich zog, — könnten Sie in meinem Herzen lesen, wie ich Sie liebe; Sie sind das erste Weib auf Erden, das mich wieder mit ihrem Geschlecht, ja mit der ganzen Menschheit versöhnt hat. Gewähren Sie mir das Glück Ihrer Hand, bei dem Namen des großen Kaisers schwöre ich Ihnen ewige Liebe und Treue!

—Ich bin die Ihrige, — entgegnete sie mit weicher, seeleninniger Stimme und schmiegte sich weinend an seine Brust, — ich vertraue Ihnen mein Glück, meine Zukunft und mein Seelenheil. Mögen Sie mein Vertrauen nie täuschen, Sie würden mich grenzenlos unglücklich machen durch das geringste Schwanken Ihrer Liebe.

— Noch einmal, ich schwöre ....

—Schwören Sie nicht. Ein Eid ist heilig, aber heiliger noch ist die Regung der Herzen, die uns auf ewig verbindet. Dieser vertraue ich, nicht den Schwüren eines Mannes. Ich vertraue Ihrer Ehrenhaftigkeit, die keine jungfräuliche Unschuld täuschen und unglücklich machen wird. Hier meine Hand, mein Freund und

Verlobter. Mein Vater, der Ihre Erklärung längst erwartet hat, segnet unsern Bund.

Der erste Kuß von ihren jungfräulichen Lippen besiegelte dieses stille Verlöbniß. Dann setzten Beide sich auf die Marmorbank und unter zärtlichem Kosen trafen sie die Verabredung, das Verhältniß geheim zu halten. — Hier, — sprach Marie Morel, — ist keine Einwilligung zu hoffen. Mein Onkel, der General, hat von Ihnen, mein Freund, nicht die beste Meinung. Die Geschichte mit der Ode auf Napoleon ist in den legitimistischen Kreisen ruchbar geworden und wird Ihnen von den stolzen Familien des alten Adels nie verziehen werden; meine Tante ist eifersüchtig auf meine aufblühende Jugend und würde nie zugeben, daß ich ihr einen Anbeter, wofür Sie gehalten werden, entführte, und dann leben hier im Hause noch zwei Personen, die mit allem Eifer der Intrigue und der Religion sich dagegen auflehnen würden.

— Sie meinen Ihre Gouvernante, Madame M .... und den Abbé Dupuis?

— Dieselben. Der Letztere gehört, wie man sagt, jener frommen Congregation an, die früher den Namen der Jesuiten führte. Er hat sich in das Vertrauen meiner Tante einzuschmeicheln gewußt durch seine nachsichtsvolle Moral. Das Gewissen der Generalin bedarf von Zeit zu Zeit eines nachsichtigen Beichtigers und der Absolu-

tion von allen kleinen Sünden, und in solcher Stimmung betet sie eifrigst ihren Rosenkranz. Es läßt sich denken, welchen Einfluß auf ihre Entschließungen ein so frommer und kluger Vater gewonnen haben muß. Er ist Hauscaplan der Familie und auch mein Beichtvater. Stets hat er mich zu bereden gesucht, der Welt zu entsagen und in ein Kloster mich zurückzuziehen. Immer hat er mir nur dieses an's Herz gelegt, als das einzige Mittel, das Heil meiner Seele zu retten von der ewigen Verdammniß, die schwer auf mir laste, weil meine selige Mutter eine Ketzerin gewesen. Auch die Seele derselben würde ich aus den Qualen des Fegefeuers erlösen können durch Gebet an heiliger Stelle.

— Ich muß bekennen, — fuhr sie fort, — daß ich wenig innern Beruf fühle für das frömmelnde ascetische Leben mit seiner Heuchelei und seinem schleichenden Augendienst. Ich glaube, daß man Gott ehren und das Vergnügen lieben kann. Sie wissen, ich liebe den Tanz, aber nicht das gedankenlose Herleiern lateinischer Gebete nach den Korallen des Rosenkranzes. Mein Vater bestärkte mich stets in diesen freigeistigen, religiösen Gesinnungen; so schrieb ich ihm denn, was der Abbé Dupuis von mir verlangt habe, und seine Antwort klärte mich auf über die geheime Absicht dieses schlauen Heuchlers.

— Meine, bald nach meiner Geburt verstorbene Mutter war als Protestantin geboren und erzogen. Als sie mit

mir guter Hoffnung ging, neigte sie sich in kränklicher Nervenaufregung zu Todesahnungen hin. Ein Hausfreund, den ich für einen würdigen Geistlichen hielt und der zugleich mein Beichtvater war, mißbrauchte diese Stimmung. Er bewog sie für das Heil ihrer Seele zu sorgen, indem sie heimlich zum römisch-katholischen Glauben übertrat und gelobte, daß sie das Kind, welches sie unter ihrem Herzen trug, in diesem Glauben erziehen lassen würde, und da sie im Besitz der Documente über ihr bedeutendes Vermögen war, so ließ sie sich bereden, die ganze Summe der Verwaltung der frommen Väter einer geistlichen Congregation anzuvertrauen, unter der Bedingung, dasselbe mit den Zinsen zurückzuerstatten, sobald das Kind, das sie der Welt schenken werde, nach vollendetem einundzwanzigsten Jahre noch nicht in ein Kloster getreten sei, oder wenn es früher sich verheirathen sollte. Wenn dagegen der Eintritt in ein Kloster erfolgen würde, so sei dieses Capital mit Zinsen zu dessen geistlicher Ausstattung bestimmt und der Congregation als Eigenthum verfallen. Deshalb, meine gute Marie, waffne Dich gegen alle Künste der Ueberredung dieser schlauen Heuchler, und ergreife die erste günstige Gelegenheit, Dich zu vermählen, denn damit werden alle Pläne derselben mit einem Male zerstört.

— Ich habe ihm nie getraut, — entgegnete La

Roncière, — diesem heimlichen, schleichenden Jesuiten. Es ist noch ein Glück, daß Du ihn durchschauest, meine süße Geliebte; um so sicherer bist Du, nicht ein Opfer seiner Erbschleicherei zu werden.

— Deshalb, — versetzte Marie Morel, — wird es der Klugheit angemessen sein, unser Verhältniß so lange zu verschweigen, bis mein Vater auf meine Bitten mich aus diesem Hause, wo Alles unserer Liebe feindselig entgegenstreben würde, fortgenommen hat.

— Ja, — entgegnete La Roncière, — es bleibe ein tiefes Geheimniß. Selbst Madame .... traue ich nicht. Sie scheint ein Werkzeug des Jesuiten zu sein.

— Leicht möglich, — erwiederte Marie Morel, — auch sie versucht es nicht selten, mich zu bereden, in ein Kloster zu gehen.

In diesem Augenblick hörten sie ein Geräusch hinter der Wand der Jasminlaube, wo sich noch eine Bank, die zu einem andern Gartensitz gehörte, befand.

— Wir sind belauscht, — flüsterte Marie und hielt den Athem an, um zu horchen.

Ein seidenes Kleid rauschte, der Sand knisterte von den Fußtritten einer sich entfernenden Frau. La Roncière bog die blühenden Zweige der Hinterwand der Laube aus einander und sprach: — Es ist Madame M...., sie hat uns belauscht!

— Wir müssen sie in's Vertrauen ziehen und um

Verschwiegenheit bitten, — entgegnete Marie und mit ihrem leichten schwebenden Gange eilte sie ihr nach und führte die Gouvernante zurück.

— Liebe Madame, — sprach sie, — ich stelle Ihnen hier Herrn von La Roncière als meinen Bräutigam vor; mein Vater hat diese Verbindung zum Voraus genehmigt; aber gewisse Verhältnisse hier im Hause nöthigen uns, diese Partie vorerst noch geheim zu halten. Wir bitten um Ihre Verschwiegenheit und Mitwirkung.

Madame M .... ergoß sich in salbungsreiche Glückwünsche und setzte dann mit einiger Spitze hinzu: — Obwohl Sie keine gute Meinung von mir haben, weil ich aus wahrer Frömmigkeit des Herzens Fräulein Marie zu bereden gesucht habe, für das Heil ihrer Seele in strenger Abgeschiedenheit von dieser lästerlichen Welt zu suchen; so erkenne ich doch, daß die höhere Bestimmung des Weibes ist, Gattin und Mutter zu werden; und so liegt auch in der Erfüllung dieser hohen Berufspflicht ein Gottesdienst und mit Freuden segne ich Sie zu diesem Beginnen, meine geliebte Tochter in Christo.

. . . . . .

Am folgenden Abend war es schon dämmerig, als La Roncière seine Braut an derselben Stelle, in der Jasminlaube, zum Rendezvous erwartete. Da hörte er von der andern Seite der Jasminwand nahende

Schritte und flüsternde Stimmen und mit einiger Mühe erkannte er den Abbé Dupuis und Madame . . . ., die leise mit einander sprachen.

Er hörte nur einige Bruchstücke des Gesprächs, als: — Ja es muß ein großer Schlag geschehen. Nur die vom Geschick völlig darniedergeschmett.rte Seele ergiebt sich dem Himmel. Das Kloster ist die letzte Zufluchtsstätte für die, so geschlagenen Herzens sind. Das Nothwendige geschehe, aber mit Klugheit.

Gleich darauf kam ihnen Marie Morel von der andern Seite des Ganges entgegen.

Da ergriff der Beichtvater ihre Hand und sprach:

— Geliebte Tochter in Christo, — sprach er mit seiner weichen zum Herzen dringenden Stimme, — ich kenne Ihr kleines Geheimniß, obwohl Sie noch nicht, wie es Ihre heiligste Pflicht gewesen wäre, mir durch eine fromme Beichte davon Offenbarung gemacht haben. Sie sind aber im großen Irrthume, wenn Sie glauben, daß wir im Geringsten mißvergnügt darüber sind. Im Gegentheil ich segne als Diener der Kirche ihre Verbindung mit Herrn von La Roncière und werde mich freuen, Ihnen das Unterpfand des Vertrauens ihrer guten seligen Mutter, das dieselbe in den Schooß der heiligen Kirche niedergelegt hatte, zurückerstatten zu können. Denken Sie ja nicht so kleinlich von unserer erhabenen Congregation, deren Zwecke und Bestrebungen hoch über

dem niedrigen Erdenleben ſtehen und allein dem Himmel und ſeinen Heiligen, ſo wie ganz beſonders der größern Ehre Gottes geweiht ſind. Unſere Geſellſchaft bedarf für dieſe höheren Zwecke allerdings des irdiſchen Guts, das aber der Gemeinſchaft und nicht dem Einzelnen gehört, da jeder von uns die Gelübde der Armuth, der Keuſchheit und des Gehorſams abgelegt hat; allein Dank der Regung frommer Chriſtenſeelen, ſo iſt dem treulich verwalteten Vermögen unſerer heiligen Congregation durch Freigebigkeit und Vermächtniſſe eine ſolche Vermögensmaſſe zugewachſen, daß Ihr mütterliches Vermögen darin verſchwinden würde, wie ein Tropfen im Meere, und deshalb wird man Ihnen mit Freuden jene Documente zurückgeben und Zinſen mit Zins auf Zins berechnen, damit Sie auf andere Weiſe ſo glücklich werden, wie es das leidige Weltleben nur immer geſtattet. Knieen Sie nieder, meine Tochter in Chriſto, und empfangen Sie meinen prieſterlichen Segen zu Ihrer vorhabenden Verbindung.

Ein redliches offenes Gemüth glaubt ſo gern an das Gute und giebt nichts lieber und ſchneller auf als einen Verdacht gegen die Redlichkeit Anderer. Dieſe Rede des Abbé Dupuis, ſo wohlwollend im väterlichen Tone geſprochen, hatte ſowohl auf Marie den tiefſten Eindruck gemacht, als auch bei La Roncière jedes Mißtrauen beſeitigt. Er kniete neben Marien nieder, und mit Sal-

bung und Weihe sprach der Priester die Formel der Segnung.

Auch Madame M .... gewann sich wieder das Vertrauen der Liebenden, indem sie La Roncière rieth, nach wie vor und wo möglich noch eifriger der Generalin, Madame Morel, den Hof zu machen, da unter solchem Deckmantel ihr geheimes Liebesverständniß bis zum Tage der öffentlichen Declaration am sichersten fortgesetzt werden könne. Sie ihrerseits würde Alles thun, ein so zartes und achtbares Verhältniß zu fördern und Madame Morel zu überzeugen, daß der Lieutenant La Roncière ihr Haus nur besuche, um der hohen Liebenswürdigkeit derselben seine ehrerbietigen Huldigungen darzubringen.

So sehr auch die hierin liegende Falschheit das edlere Gefühl der jungen Liebenden verletzte, so mußten sie doch unter den vorliegenden Verhältnissen diesen Rath als verständig anerkennen und konnten sich der Befolgung desselben nicht entziehen.

. . . . . .

Auf diese Weise schien Alles in Ordnung zu sein. Ganz L .... hielt indeß diese beiden jungen Personen für im Stillen verlobt. Man sah den Lieutenant La Roncière fast immer nur mit Fräulein Marie Morel tanzen. Am Whisttisch brachte man in der Regel Beide zu einer Partie, am Piano spielten sie entweder Quatre-

mains oder Marie begleitete ihm die reizenden Chansons der Provence, die er mit einer weichen, seelenvollen, höchst ausgebildeten Tenorstimme sang.

Marie war glücklich, sie hatte einen Gegenstand schwärmerischer Sehnsucht, leiser Hoffnungen und süßer Ahnungen. Ihr Herz klopfte stärker, ihr Auge glänzte lebhafter, ihr Lächeln war anmuthiger und ihre Wangen blühten höher geröthet, wenn Emil eintrat. Dieser aber fühlte sich veredelt durch eine so zarte und innige Neigung, die fast erst im Erwachen schon die Stärke der tiefsten Leidenschaft hatte, dabei auf eine Hochachtung und Zurückhaltung gegründet war, welche in dem Leben junger Offiziere eine völlig fremde Erscheinung ist. Emil mied von nun an diese wüsten Trinkgelage, bei welchen Mädchen aus der verworfensten Classe die Honneurs machen, was man in gewissen Kreisen nicht für so unanständig hält, als mit bürgerlichen Personen sich zu unterhalten. Er vermied diese nächtlichen Spielpartien, die Vermögen und Gesundheit gleich sehr zerrütten und zog sich von jenen halsbrechenden und zugleich grausamen Parforcejagden zurück, die deshalb für nobel gelten, weil sie dem englischen Steeple-chase nachgeahmt sind.

Aber das Alles half ihm nichts. Ein Complott ohne Zweifel hatte sich gebildet, das mit wahrhaft teuflischer Hinterlist das ganze Lebensglück dieser jungen

Liebenden zertrümmerte und die Ehre, so wie die Freiheit eines bis dahin unsträflich lebenden jungen Offiziers vernichtete.

Wie die Fäden dieser Intrigue zusammenhingen, ist meinem Freunde La Roncière bis jetzt noch ein unenträthselteS Geheimniß.

Ich kann daher nur die Thatsachen erzählen, wie sie anfingen ihn zu verfolgen, ohne daß er im Stande war, den innern Zusammenhang davon zu durchschauen.

Zuerst glaubte er zu bemerken, daß man ihn im Hause des Generals von Morel nicht mehr so gern sah wie früher. Die Generalin, zu der er sonst täglich ungezwungen Zutritt hatte, ließ sich vor ihm verläugnen und zwar auf eine so auffallende Weise, daß er wohl erkennen mußte, sie wollte ihn nicht sprechen. Marie bekam er fast gar nicht mehr allein zu sehen. Sie vermied ihn mit sichtbarer Scheu, und wenn er die Gelegenheit ergriff, sie zu beschwören, ihm zu sagen, was man gegen ihn habe, so zogen dunkle Flammen über ihre sonst so zart, wie ein Rosenblatt, gerötheten Wangen und sie sagte ihm: mir geziemt es am wenigsten, darüber ein Wort zu reden. Und schnell wieder bleich werdend, entzog sie sich seinen Bitten und Beschwörungen. Briefe, die er absandte, erhielt er unerbrochen zurück; der General behandelte ihn so schroff und ernst, daß an ihn keine Annäherung möglich war. Die Die-

nerschaft selbst, die sonst so voll Aufmerksamkeit gegen ihn war, schien jetzt ihn völlig zu ignoriren. Die Einzigen, die ihn jetzt noch mit Freundlichkeit, und zwar übertrieben freundlich behandelten, waren Madame M..., die Gouvernante und der Abbé Dupuis, Beichtvater der jungen Marie Morel.

Wäre La Roncière damals mehr Menschenkenner gewesen, so würde ihm gerade die übertriebene Freundlichkeit dieser beiden Personen den Verdacht eingeflößt haben, daß hier die eigentliche Quelle der abscheulichsten Intrigue zu suchen sei. Wenn er indeß in die Beiden drang, ihm zu sagen, was die Familie, die ihn sonst mit Freundschaft überhäufte, jetzt gegen ihn habe, so erschöpften sich dieselben in Versicherungen, daß ja noch Alles beim Alten geblieben sei, daß die vermeintlichen Zurücksetzungen auf reiner Einbildung beruhten, daß allerdings in der hohen Familie wohl Verdrießlichkeiten vorgefallen seien, welche den General, seine Gemahlin und Marie mitunter in üble Laune versetzten; er möge aber nur fortfahren, die Soireen der Frau Marquise zu besuchen, wenn er auch sonst keine Einladungen erhielte. Auf diesem Wege würde sich eine Verständigung am sichersten erreichen lassen.

La Roncière ergriff diesen Vorschlag mit der Angst, womit ein Schiffbrüchiger das rettende Bret ergreift. Ihn zog es, wie mit unsichtbarer Geistermacht, dahin.

Er hatte nur Auge und Ohr für Marie, der er sich nicht zu nähern wagte, weil sie fern im Damenkreise, an der Seite ihrer Tante, die ihm unfreundliche, oft wüthende Blicke zuschoß, wie festgebannt saß.

Niemand redete ihn an. Mischte er sich in ein Gespräch, so fand er sich bald allein stehend. Diese Behandlung würde ihn übrigens noch mehr betroffen haben, wenn er weniger innerlich mit seiner Leidenschaft beschäftigt gewesen wäre; aber wenn er aus irgend einem Winkel des Salons das Idol seiner Liebe anstarrte mit finstern, glühenden Blicken, so vergaß er die Welt um sich her und bemerkte nicht, wie allgemein er gemieden wurde und wie sehr er allein stand.

Ein solcher gespannter Zustand konnte nicht lange dauern; zu irgend einer Katastrophe mußte es kommen. Schon war er eines Tages im Begriff, den General um eine Audienz unter vier Augen zu bitten, als der Adjutant desselben zu ihm trat und ihn im Auftrage des Generals ersuchte, ihm in ein Nebenzimmer zu folgen.

Dort traf er den General, umgeben von mehreren Stabsoffizieren und einigen höheren Civilbeamten.

— Mein Herr! — redete ihn der General an, vergebens hatten wir uns mit der Hoffnung geschmeichelt, daß Sie Takt genug haben würden, zu erkennen, daß Ihre Besuche in meinen Soireen nicht mehr gern gesehen werden. Da Sie aber, wie es scheint, beschlossen

haben, einer solchen Manifestation unserer Wünsche zu trotzen, so setzen Sie mich dadurch in die unangenehme Nothwendigkeit, Sie zu ersuchen, sich augenblicklich zu entfernen und sich in meinem Hause nicht wieder sehen zu lassen.

— Herr General, — rief La Roncière, indem er die Hand an den Degen legte, — ich würde mir eine Erklärung ausbitten müssen; welche Gründe ....

— Lassen Sie den Degen ruhen. Als Ihr Vorgesetzter kann ich mich mit Ihnen nicht schlagen. Uebrigens werden Sie mir das Recht des Hausvaters zugestehen, den Zutritt in meinem Hause nach Belieben zu gewähren oder zu versagen, ohne deshalb verpflichtet zu sein, Gründe für meine Entschließungen anzugeben. Sie dürfen überzeugt sein, daß es die wichtigsten Gründe sind, die mich veranlassen mußten, so zu handeln wie geschieht. Diesen hier anwesenden Herren habe ich sie dargelegt und sie billigen einstimmig mein Verfahren gegen Sie. Ist dem nicht so, meine Herren?

— Gewiß, — entgegneten sie Alle, — es ist das noch die mildeste Form, einen jungen Mann unschädlich zu machen, der den Frieden eines so achtbaren Hauses stört.

— Ich, meine Herren? Ich beschwöre Sie, mir zu sagen ....

— Keine Erörterungen, mein Herr, es genüge, daß

Sie Alle die Uebereinstimmung der Handschriften anerkannt haben. Läugnen also würde zu nichts führen, als den Eclat nur noch zu vermehren. Adieu, mein Herr La Roncière. Wir, mein Herr Lieutenant, wir haben künftig nur im Dienst mit einander zu reden und da ein solches Verhältniß unangenehm ist, so dürfen Sie sich auf baldige Versetzung von hier gefaßt machen.

— Herr General, ich schwöre, daß ich nicht einmal zu ahnen vermag, welches Verbrechens Sie mich beschuldigen. Ich verlange vor meine Richter gestellt zu werden.

— Dazu, mein Herr, ist die Sache zu delicater Natur. Uebrigens häufen Sie Meineid auf Frechheit und dürfen überzeugt sein, daß dieses nicht das Mittel ist, die verlorene Achtung der Welt wieder zu gewinnen.

Mit diesen Worten zogen sich der General und seine Begleiter zurück. La Roncière stand da, wie vom Donner gerührt. Ein Bedienter kam und weckte ihn aus seiner Betäubung, indem er ihm seinen Mantel brachte.

Unentkleidet warf sich der junge Mann auf sein Bett. Ungehindert ließ er bald den Thränen, bald Verwünschungen über sein entsetzliches, unbegreifliches Geschick freien Lauf. Das Einzige, was ihm klar vor Augen lag, war, daß irgend eine schändliche Verläumdung sein Glück vergiftet haben mußte. Er beschloß daher, Alles aufzubieten, um den Urheber zu ermitteln,

und dann ihn das ganze Gewicht seines edlen Zornes fühlen zu lassen.

Während er noch darüber nachdachte, empfing er beim Anbruch des Tages folgendes Billet:

„Mein Herr!

Ihr Brief voll Schmähungen, welchen Sie mir gestern gesendet haben, berechtigt mich Genugthuung zu fordern. Wenn auch Ihr Benehmen und der Unfrieden, den Sie seit einiger Zeit in einer hochachtbaren Familie gestiftet haben, allgemein ein ehrloses genannt wird, und Sie daher nach den Grundsätzen der Ehre nicht mehr für satisfactionsfähig gehalten werden dürfen, weshalb Sie für die Frechheit Ihres Schreibens an mich die Züchtigung eines Buben verdient hätten, so tritt doch hier eine delicate Berücksichtigung der Ehre einer hohen Familie ein, welche das Offiziercorps hindert, die Ehrlosigkeit, welche Sie auf sich geladen haben, über Sie auszusprechen. Unter diesen Umständen werden Sie einsehen, daß mir nichts übrig bleibt, als Sie zu fordern. Bestimmen Sie gefälligst Zeit, Ort und Waffen.

La Bruyère, Lieutenant."

La Roncière war wie aus den Wolken gefallen. La Bruyère war noch von allen seinen Kameraden am längsten sein Freund gewesen. Aber auch er hatte sich zurückgezogen und war kalt jeder Erklärung ausgewichen. Was blieb ihm übrig, als zu antworten:

„Obgleich ich Ihre Ausforderung, wie Ihre Vorwürfe nicht begreife und auf Cavalierparole versichern könnte, daß ich von einem angeblich an Sie geschriebenen Brief nichts weiß, so halte ich es doch unter meiner Würde, darüber ein Wort zu meiner Rechtfertigung zu verlieren. Wir werden uns also heute um zwölf Uhr nach der Parade, wenn es Ihnen genehm ist, im Lindenwäldchen treffen. Sorgen Sie gefälligst, daß auch ich einen Secundanten erhalte, denn bei der Stimmung meiner Kameraden gegen mich, wage ich Niemand um diesen Liebesdienst anzusprechen. Die Waffen werden gezogene Pistolen sein, die Distance eine möglichst nahe; denn ich will nicht, daß mit einer Spiegelfechterei eine Angelegenheit beendigt werde, die mehr als mein Leben, meine Ehre bedrohet.

„Und haben Sie die Güte, heute auf der Parade, welche ich nicht besuchen werde, allen meinen Kameraden zu sagen, daß Jeder von mir gefordert sei, der sich den leisesten Zweifel an meiner Ehrenhaftigkeit erlaube. Um diesen Preis würde ich mich mit dem Teufel schlagen, warum nicht mit einem Offiziercorps, das sich wie Teufel gegen mich benimmt.

E. de la Roncière."

Dieser Brief machte allerdings einen günstigen Eindruck auf das Offiziercorps. Beweise von Muth finden immer ihre Anerkennung, besonders im französischen

Heere. Das Duell ging vor sich. La Roncière, sonst ein sicherer Pistolenschütze, schien absichtlich zu fehlen; aber er stellte die ganze Breite der Brust dem Feinde entgegen. Das Leben war ihm verhaßt, seitdem er es nicht mehr mit Ehren tragen konnte. Bei dem dritten Kugelwechseln erhielt er eine leichte Wunde in den rechten Oberarm, die nach der Entscheidung des Ehrengerichts dem Duell ein Ende machte.

—Nun, — fragte La Roncière die Umstehenden, — ist noch Einer da, der an meiner Ehrenhaftigkeit zweifelt? Ich verstehe auch mit der linken Hand zu schießen.

Alle schwiegen; doch nach einer leisen Berathung sprach der älteste der anwesenden Offiziere: — Herr Kamerad, Sie haben sich wie ein Mann von Ehre geschlagen. Dieses Zeugniß giebt Ihnen das Offiziercorps.

— Darnach frage ich nicht, — entgegnete La Roncière, — aber ich wünsche zu wissen, was man gegen mich hat?

— Nun, Ihr Benehmen gegen die Familie Morel.

— Welches Benehmen?

— Zum Henker! Ihre Briefe, die darin enthaltenen Schmähungen.

— Welche Briefe?

— Mein Herr, Sie werden entschuldigen, wir fühlen uns nicht berufen, in dieser delicaten Familienangelegenheit uns irgend eine Indiscretion zu erlauben.

— Teufel! so zieht man mir ein unsichtbares Netz über den Kopf. Man ist so ungerecht, mir nicht einmal eine Anklage und Vertheidigung zu gewähren, worauf doch der geringste Verbrecher gesetzlichen Anspruch hat.

— Aber der Vornehme nicht, denn es giebt Verhältnisse im Leben der höhern Stände, die zu zarter Natur sind, um veröffentlicht werden zu dürfen.

— So erlangte mein Freund La Roncière trotz dem, daß er sich brav geschlagen hatte, keine Genugthuung, nicht einmal Aufklärung. Er zog sich natürlich nicht blos von der Morel'schen Familie, sondern auch von allen seinen Kameraden zurück, die ihn ohnehin vermieden. Eines Tages bemerkte er, daß ihn auch seine Untergebenen und selbst Personen von den geringsten Ständen, mit unverholener Verachtung behandelten. Frauenzimmer, die ihm begegneten, liefen nicht selten mit einem Aufschrei des Schreckens davon. Dennoch ging er in ein Kaffeehaus, um Zeitungen zu lesen, was noch seine einzige Unterhaltung war. Da fand er in einem schon völlig zerlesenen Blatt den Abdruck einer dem Instructionsrichter übergebenen Anklage der Familie des Generals, Marquis von Morel, gegen den Lieutenant Emil de la Roncière.

Es wurde ihm darin vorgeworfen, daß er durch zahllose anonyme Briefe des abscheulichsten Inhaltes die Ruhe und den Frieden der Familie Morel gestört habe.

Diese Briefe, wurde behauptet, wären sämmtlich mit E. d. l. R. unterzeichnet, und unverkennbar von der, freilich absichtlich entstellten Hand des Angeklagten. Ja noch mehr, in einer Nacht habe er sich erfrecht, mittelst Zerbrechung einer Fensterscheibe in das Schlafzimmer des Fräulein Marie von Morel einzudringen und sie auf das roheste und nichtswürdigste zu mißhandeln. Marie habe vier Tage aus Schamgefühl geschwiegen. Nur ihre Gouvernante, die im Nebenzimmer geschlafen und ihren Aufschrei gehört habe, sei im Geheimniß gewesen. Als diese endlich mit Anstrengung den von Innen vorgeschobenen Riegel gesprengt, habe Marie ohnmächtig und blutend vor dem Bette am Boden gelegen, und eben sei ein Mann aus dem Fenster gesprungen, in dem die Gouvernante den Lieutenant de la Roncière erkannt habe. Als Marie aus der Ohnmacht erwacht sei, habe auch diese mit derselben Bestimmtheit ihn als den Thäter angegeben, indem sie erklärt, daß sie ihn ganz deutlich erkannt habe. Er habe ihr mit einer gedämpften, schrecklichen Stimme zugerufen: — Ha! nun sollst Du sterben unter meinen Händen! An Dir will ich mich rächen für die Schmach, die Dein Oheim mir angethan hat. Doch der Tod wäre noch eine zu leichte Strafe, ich will Dich noch unglücklicher machen! — Alsdann habe er sie, die ganz erstarrt vor Schreck gewesen wäre, überfallen, den Mund mit einem Tuche ver-

stopft, gebunden, aus dem Bette gerissen, geschlagen und gekniffen, und auf gräßliche Weise gemißhandelt. Unter diesen rohen Mißhandlungen sei ihr das Tuch aus dem Munde gefallen. Sie habe aufgeschrieen, dann aber augenblicklich das Bewußtsein verloren, indem sie in Ohnmacht gesunken sei. Noch würde sie geschwiegen haben über das entsetzliche Attentat, das sich ja doch durch keine gerichtliche Klage ungeschehen machen ließe, hätten nicht schon die folgenden Tage ihr wieder einen jener anonymen Briefe gebracht, in welchem der mit E. d. l. R. unterzeichnete Angeklagte sich seiner Schandthat gerühmt und mit einer Wiederholung derselben gedroht habe.

Als sie noch gegen ihren Oheim und ihre Tante geschwiegen, um diesen keinen Kummer zu machen, hätte der Erstere ebenfalls einen Brief von derselben Hand, mit derselben Unterzeichnung empfangen, worin es unter Anderm geheißen habe: „Ha, endlich habe ich mich gerächt wegen Ihres Benehmens gegen mich. Ihre Nichte wird für ihr Lebenlang an den Folgen meiner Mißhandlungen zu tragen haben, und wenn sie etwa darauf beharren sollte, ihre Schande zu verschweigen und den Kummer darüber im Stillen zu tragen, so werde ich selbst derjenige sein, der es in alle Welt ausposaunt und sich öffentlich rühmt, die Nichte seines Generals

entehrt zu haben, aus Rache darüber, daß ihr Oheim mich mit Eclat aus seinem Hause verwiesen hat."

„Dadurch," hieß es weiter in der Anklage, „habe sich Marie gezwungen gesehen, ihrer Tante den Vorfall zu erzählen. Noch habe man, um den Skandal zu vermeiden, die Sache unterdrücken wollen, indem der General auf La Roncière's Versetzung, wegen schlechten Lebenswandels, in ein Regiment nach Afrika angetragen, da wären Offiziere zu ihm gekommen, die ihm angezeigt, daß dieser ruchlose Mensch die Frechheit gehabt, in anonymen Billets an einige seiner Kameraden, sich dieser Schandthat zu rühmen. Nun freilich sei keine Rücksicht mehr zu nehmen gewesen und die Anklage sei eingereicht."

— Infame Lügen! — rief er aus, während Aller Augen auf ihn gerichtet waren, knitterte das Blatt zusammen und stürzte hinaus, um sich bei dem Generalprocurator als Gefangenen zu melden. Allein schon, ehe er das Haus verließ, traten ihm Gendarmen entgegen mit einer Requisition seines Colonels, wonach Emil de la Roncière sofort zu verhaften und in das Criminalgefängniß abzuführen sei.

Man denke sich die Empfindungen des jungen Mannes, der sich völlig unschuldig fühlte.

Ich übergehe die Verhandlungen dieses schändlichen Prozesses, die aus öffentlichen Blättern bekannt genug

sind. Was den Eindruck derselben noch erhöhte, war der Umstand, daß Marie Morel sich in dem Zustande einer Nervenaufregung befand, die an periodischen Wahnsinn grenzte. Nur Nachts war sie bei vollem Bewußtsein und fähig vernommen zu werden. Deshalb wurden die Sitzungen, in welchen sie gehört werden mußte, um Mitternacht vorgenommen, und schaurig klang es, wie das geisterbleiche Mädchen auf die Frage des Präsidenten, den Angeklagten anstarrend, mit fester Stimme und grausiger Kälte erklärte: — Ja das ist er, der mich gemißhandelt hatte.

Im Laufe der öffentlichen Verhandlungen dieses berüchtigten Prozesses halfen ihm alle Betheuerungen seiner Unschuld nichts, so wenig wie die geschickteste Vertheidigung seiner Anwalte. Vergebens hatten sie hundert Widersprüche und Unwahrscheinlichkeiten in der Anklage, die sich im Verfahren noch mehr herausstellten, hervorgehoben; die öffentliche Meinung war einmal zu sehr gegen Emil de la Roncière aufgeregt, er sollte und mußte der Thäter sein. Die Größe der Schandthat, die Achtbarkeit der beleidigten Familie, die Schönheit und die Miene der Unschuld des so schwer beleidigten jungen Mädchens, galten als ebenso viele Beweise. Und als der Anwalt der Ankläger ausrief: — Hier stehen zwei Parteien einander gegenüber, die eine, ein wüster junger Mensch, der durch hundert Bubenstücke

die im ganzen Publicum bekannt sind, der schwärzesten Unthat für fähig gehalten wird; auf der andern Seite ein Engel der Reinheit und Unschuld, auf deren jungfräulicher Ehre auch nicht der mindeste Flecken haftet, als der, den ihr ein Bube angethan hat; und an ihrer Seite ein mit Ehren ergrauter Krieger, abstammend von den berühmtesten Helden des Alterthumes, daneben eine Dame vom höchsten Range, begabt mit Anmuth und Hoheit der Gesinnung, und alle diese Edlen müßten der niedrigsten, boshaftesten Infamie bezüchtigt werden, denn das wäre eine solche Anklage ohne Grund, wenn jener schwarze Verbrecher freigesprochen werden sollte. Nun, Geschworenen, thun Sie Ihre Schuldigkeit, ich that die meinige. Sprechen Sie es aus auf Pflicht, Ehre und Gewissen, wer ist der Schuldige und wer der schuldlose Theil? —

Unbeschreiblich war der Eindruck dieser Rede. Von der Galerie herab erfolgte ein Murmeln des Beifalls. Und die Macht der öffentlichen Meinung war so stark, daß sich selbst die Geschworenen, trotz ihres Eides, davon hingerissen fühlten. Obwohl selbst die zur Vergleichung der Handschrift zugezogenen Sachverständigen erklärt hatten, daß sie die Gleichheit der Handschrift in den anonymen Briefen mit der in den authentisch von der Hand des Angeklagten gelieferten Scripturen nicht anerkennen könnten; obgleich der Glasermeister, welcher die

Fensterscheibe in dem Schlafzimmer des Fräulein Morel wieder eingesetzt, bezeugt hatte, daß diese Scheibe unmöglich von Außen nach Innen eingedrückt gewesen sein könne, vielmehr umgekehrt von Innen nach Außen, indem die Glasscherben nicht innerhalb der Stube, sondern außerhalb gelegen hätten; obwohl endlich der Vertheidiger es hervorhob, daß der ganze Inhalt der anonymen Briefe auf eine weibliche intriguante Feder, auf ein Frauenzimmer, das den Kopf voll Romanideen habe, hindeute; daß die Ausdrücke der Rohheit, die darin vorkämen, im wirklichen Leben so ungebräuchlich wären, daß man unmöglich annehmen könne, ein junger Cavallerieoffizier habe sie geschrieben; so wurde doch Alles nicht beachtet; die Geschworenen sprachen ihr: Schuldig und der Gerichtshof verurtheilte den Lieutenant Emil de la Roncière zu Cassation und zu fünfzehnjähriger Galeerenstrafe.

Während dieser Erzählung hatte sich der Himmel mit dicken schwarzen Wolken überzogen und einzelne schwere Regentropfen waren auf die Zuhörer niedergefallen.

Bei der gespannten Aufmerksamkeit auf den Gang der Erzählung war ihnen ein unruhiges Hin- und Herlaufen im Lager entgangen. Plötzlich aber strömte der Regenguß nieder und unterbrach damit die Erzählung.

Von einem solchen Regen aber hat man in Europa keine Vorstellung. Jeder Tropfen ist groß und schwer wie ein Taubenei und Myriaden derselben fallen hageldicht nieder.

Zu spät war es, sich nach irgend einem Unterkommen in den Zelten umzusehen, denn für die Fremdenlegion war ohnehin nicht auf Unterbringung in den Zelten gerechnet. Das Gedränge im Innern derselben war so groß, daß die Zeltpflöcke aus dem aufgeweichten Boden aufgerissen wurden. Nun aber brach ein Sturm los, wie er nur in Afrika möglich ist. Auf den glühenden Wind der Wüste folgten plötzlich eisige Windstöße, die aus den Schluchten des hohen, zerrissenen Atlasgebirges hervorzubrausen schienen. So war der Thermometer in wenigen Minuten um 30 Grad gesunken, und Wirbelwindsäulen zogen über das Lager dahin und führten die nassen, klatschenden Zeltdecken mit fort. Aus den Schleusen des Himmels schoß jetzt eine eiskalte compacte Wassermasse herab. In wenigen Minuten waren alle Soldaten, auch unsere beiden Freunde, die nichts mehr schützte, bis auf die Haut durchnäßt und ein kalter Strom rieselte am nackten Körper herab. Rabenschwarz breitete sich die Nacht über diese Scene gräulicher Verwirrung aus; mit ihr aber kein wohlthätiger Schlaf, keine Erholung.

Der Boden, auf dem man stand, war aufgelöst.

Emil und Rudolph wollten einen beſſern Platz ſuchen und bemühten ſich zu gehen; aber nach zehn Schritten, mit denen ſie kaum vom Fleck gekommen waren, fühlten ſie ſich wie zum Tode matt, und eine faſt unwiderſtehliche Schlafſucht ſenkte ſich auf ihre Augenlider, und doch wußten ſie aus vielfachen Warnungen: wer ſich hier niederlegt, iſt des Todes.

Heftiger Fieberfroſt ſchüttelte ihre Glieder. Mit dem Bewußtſein verſchwand für Viele ringsum der Trieb der Selbſterhaltung. Sie ſanken hin, um nie wieder aufzuſtehen.

Noch ſtanden Emil und Rudolph, einander umklammernd. Nur dadurch hielten ſie ſich noch aufrecht im gießenden Regen und reißenden Sturm.

Doch wie lange noch? und ihre moraliſche Kraft war gebrochen und damit die phyſiſche Kraft, einem ſo ſchrecklichen Unwetter zu widerſtehen.

— Wozu auch noch länger leben? — ſprach Emil, — ſind wir nicht unglücklich genug, um den Tod als letzten Freund und Retter aus dieſer Erdennoth willkommen zu heißen?

— Ich wenigſtens, mein Emil, dem heimathlos, ohne Vaterland, nun auch die letzte Hoffnung geraubt iſt, die Hoffnung, hier unter den Beſiegern der Seeräubervölker mir mindeſtens eine militairiſche Stellung, wie ſie meinen Kenntniſſen und meiner Bildung ange-

messen ist, zu erkämpfen; statt dessen empfange ich dieses Helotenthum unglücklicher Fremdlinge, die dem undankbaren Frankreich ihr Blut zu opfern bereit sind. Ja, Emil, ich wünsche aufrichtig zu sterben! —

— Du, mein deutscher Freund, bist doch immer noch glücklicher als ich; denn wisse, Rudolph, es war meine eigne Geschichte, die ich erzählte. Ich bin der zu funfzehnjähriger Galeerenstrafe unschuldig Verurtheilte Emil de la Roncière; ich war schon eingeschmiedet, der Kopf war mir geschoren. Eben sollte ich mit dem unauslöschlichen Schandfleck der Menschheit dem T. F. (Travaux forcés) gebranntmarkt werden, da traf die königliche Begnadigung ein; aber welche Begnadigung! statt der Galeere sollte ich nach Afrika geschickt, als Gemeiner in ein Strafbataillon der Fremdenlegion gesteckt und meines Adels, meiner Ehre, wie meines Namens beraubt, dem entsetzlichen Klima, oder dem Kehlschnitt eines Kabylen zum Opfer fallen, um so unerkannt aus einer Welt zu scheiden, die mich als ehrlos ausgestoßen hat! Auch ich wünsche zu sterben, Rudolph, und zwar mit noch größerem Rechte als Du.

— Laß uns niederlegen, Emil, mich schüttelt das Fieber.

— Auch mich, allons mourir.

In diesem Augenblicke drang der Aufschrei einer weiblichen Stimme an ihr Ohr.

— Helft, um Gotteswillen helft meinem Vater, helft, Soldaten, einem braven Obrist, der umkommt in diesem Wetter!

— Mein Gott, das ist ihre Stimme, — rief Emil zusammenschauernd, — oder die jenes schönen Knaben, der ihr so sprechend ähnlich sieht.

— Wir müssen versuchen zu ihnen zu dringen.

— Ja, erst helfen und retten, wenn Gott will und dann sterben.

Diese menschenfreundliche Aufregung, in der die selbst Hülflosen den Entschluß gefaßt hatten, wo möglich Andern beizustehen, wurde für sie selbst zur Rettung; denn in solchen Lagen des Lebens ist nichts so belebend, als die menschliche Kraft des Willens.

Mit einer fast übermenschlichen Anstrengung arbeiteten sie sich durch Sturm und Regen und den tief aufgeweichten Thonboden, welcher den Fuß festhielt, der im Auftreten bis über die Knöchel eingesunken war. Sie folgten dem herzzerreißenden Klageruf, von dem durch den rollenden Donner nur noch einige Töne vom Aufschreien einer weiblichen Stimme an ihr Ohr drangen.

Endlich erblickten sie im streiflichtflammenden Blitze eine ergreifende Gruppe. Fast eingesunken in den aufgeweichten Boden lag ein Mann mit grauem Bart und dünnem Haupthaar, dessen Epaulettes seinen Rang als Stabsoffizier bezeichneten. Er schien bewußtlos zu

sein. Den Kopf hatte ein junger Offizier, der auf seine Kniee gesunken war, emporgehoben und schien ihm durch die zärtlichsten Küsse neues Leben einhauchen zu wollen.

Emil und Rudolph erkannten augenblicklich den greisen Obristen in der Suite des Marschalls Clauzel und dessen schönen jungen Begleiter, welcher Emil so lebhaft an ein Mädchen erinnert hatte, das er den Engel und den bösen Dämon seines Geschicks nannte.

Eben hatte sich jener schöne Knabe mit seinen flehenden Bitten an einen bärtigen Chasseur d'Orleans gewendet, der, mühsam sich vorüberschleppend, gebeugt unter der Last des Tornisters und Gewehres, einen Zufluchtsort zu suchen schien. Dieser aber hatte mit dem Grimme der Verzweiflung geantwortet: „Hilf Dir selber, dann wird Gott Dir helfen.

Noch wenige Schritte forttaumelnd, legte er sich selbst nieder in den Schlamm, um nie wieder aufzustehen.

— Greif an, Emil, — sprach Rudolph, — der Colonel muß aufgerichtet werden, sonst stirbt er hier am Boden, wir müssen versuchen ihn in der aufgerichteten Stellung zu erhalten.

Beide griffen zu, mit der übermenschlichen Kraft, welche ein edler Wille gewährt und es gelang ihnen die Aufrichtung des Bewußtlosen, der jedoch nicht auf sei-

nen Beinen stehen konnte, weil diese ohne Muskelkraf immer einknickten.

— Emil! welcher Name! — rief der junge Offizier vor sich hin, halb laut und raffte seine letzte Kraft zusammen, bei diesem Werke mit zu helfen.

— Wir Drei, — sprach Emil, müssen ihn umklammern und mit unsern Körpern eine Schutzmauer bilden gegen das Unwetter.

— Auch seine Stimme! — murmelte der junge Offizier, und nun plötzlich erleuchtete der Blitz das bleiche Antlitz des jungen Provençalen und mit dem Ausruf: — Er ist es! — sank Jener ohnmächtig zu Boden, der Fall zerriß das Kinnband seines kleinen, nach oben zugespitzten Tschako und diesen wie das darunter zum Schutz des Nackens befestigte weiße Tuch entriß der Sturmwind und ein langes, seidenweiches Haar verrieth das junge Mädchen, das in Militair-Kleidung seinen Vater begleitet hatte auf dieser unglücklichen Expedition.

Dieser Anblick, der sich nur einen Moment beim Leuchten des Blitzes den beiden Soldaten der Fremdenlegion zeigte, hätte beinahe Emil in denselben Zustand der Ohnmacht versetzt. Rudolph sah ihn erbleichen und wanken. Seine Arme erschlafften, seine Kniee schwankten. — Sie ist es, — stöhnte er mit schweren Athemzügen, — Marie Morel ist es, die einst mich

liebte, dann der gräßlichsten Verruchtheit angeklagt und damit in Schande und Elend mich gestürzt hat.

— Sammle Deine Kräfte, Emil, — rief ihm Rudolph zu. — Jetzt den Kopf verlieren, heißt Alles verlieren. Unterstütze mich, ich kann den alten Herrn nicht allein mehr halten, indeß kehrt das Leben ihm wieder, er fängt an auf den Füßen zu stehen. Flöße ihm einen Schluck Conjac ein aus Deiner Feldflasche.

— Erst Marie retten! — rief Emil im Tone eines ungeheuern Schmerzes, — sie, die ich hasse als die Mörderin meiner Ehre, meines Glückes, die ich jedoch nie aufhören kann zu lieben.

— Später laß uns dem Mädchen helfen. Hat der Vater erst Bewußtsein, so sind wir unsrer Drei, die ihr beistehen können.

Der Donner, prasselnde Regen und klatschende Wind machten jedem Gespräch ein Ende.

Es gelang die Wiederbelebung des Vaters, und darauf auch der Tochter. Beide hielten sich einander umarmt und so auf den Beinen. Emil und Rudolph suchten umher nach irgend einem Gegenstand, der in diesem Unwetter den beiden Geretteten irgendwie Schutz gewähren könne.

Da standen Reiter bei ihren Pferden, bis an die Kniee in Schlamm festgewurzelt, da wickelten Andre sich in ihre Mäntel und legten sich nieder, indem sie

in verzweifelter Gleichgültigkeit zwischen den Zähnen murmelnd ein Ça-ira sangen. Da fand sich noch ein Zelt, es lagen Soldaten darin, fest an einander gedrängt; Emil beschwor sie, einen kranken General und dessen Sohn bei sich aufzunehmen.

— Va t'en au diable! — murmelten die Gestörten, und entsetzliche Flüche schallten hinter ihnen her.

Endlich erblickten sie beim Leuchten der Blitze einen umgestürzten Munitions-Karren, Pulverfässer und gefüllte Granaten waren herausgefallen und im Schlamme zerstreut, eine gefährliche Nachbarschaft von Donner und Blitz; aber was thut das? Das Innere des Karrens enthielt Raum für zwei Personen. Der Deckel war von Eisen und gewölbt, so daß der Karren wohl Schutz gewährte; aber auch desto größere Gefahr, daß der Blitz dort einschlage. In diesem Falle würde eine Explosion unvermeidlich und fürchterlich gewesen sein und Alles zerschmettert haben.

Nachdem Rudolph diese Entdeckung gemacht hatte, sprach Emil, indem er mit untergeschlagenen Armen den Karren betrachtete: — Dieses Abri (Obdach) wäre gut für uns Beide, für die das Leben keinen Werth mehr hat; aber jene Beiden .... nie werde ich sie einem so gewissen Tode überliefern, so lange noch andre Hülfe möglich ist. Laß uns entfernt von hier aus Gepäck, Gewehren und Mänteln der hier umherliegenden

Soldaten versuchen irgend ein Obdach für sie zu erbauen. Allons, Courage, mit gutem Willen läßt sich viel ertragen und möglich machen.

Und in der That gelang es ihren Anstrengungen, indem sie Sattel, Tornister und Gepäck zusammenlegten, im Schlamm eine feste Unterlage zu schaffen. Darüber packten sie, was sie an Mänteln und Decken, die freilich naß waren, in der Geschwindigkeit zusammenraffen konnten; dann pflanzten sie darüber die Gewehre, die mit den Bajonnetten sich kreuzten, verbanden sie mit einer aufgefundenen Zeltleine, warfen ein vom Sturm herbeigewehtes Zelttuch darüber, dessen Enden sie mit Bajonnetten und Säbeln in die Erde festnagelten, dann aber führten sie den Obrist und seine Tochter dorthin, die in die eine offene Seite dieses niedrigen Zeltes hineinkriechen mußten und so wenigstens gegen den strömenden Regen und das Versinken im Schlamm gesichert waren. Emil nahm noch von seinem Tornister seine eigne noch zusammengerollte, daher noch ziemlich trockne Wolldecke und hüllte Marie hinein, die dicht gedrängt an ihren Vater, und von diesem zärtlich und ängstlich in seine Arme geschlossen da lag in dem kleinen engen Schutzgezelt.

Den Dank des Obristen ablehnend, mit den Worten: — Wir thaten nur unsere Pflicht als französische Soldaten, — wollten sie auch ihre Namen oder die

Compagnie, worunter sie dienten in der Fremdenlegion, nicht sagen und zogen sich zurück, um im Munitions-Karren, neben Pulverfässern und gefüllten Granaten einen lebensgefährlichen Zufluchtsort zu finden.

. . . . . .

Was Marie bei dem Wiedererkennen von Emil de la Roncière empfunden hatte, läßt sich wohl mehr fühlen als beschreiben.

Man erinnere sich an die Drohbriefe voll Haß und Abscheu, die sie erst neuerlich wieder in Algier, wie sie nicht zweifelte, von seiner Hand empfangen hatte und nun wieder seine Güte, seine edle Aufopferung, um sie und ihren Vater zu retten, ein so edler Mensch kann kein schwarzer Bösewicht sein! Vielleicht hatte er sie nicht erkannt, und doch war ihr der Tschako entfallen. Liebe und Abscheu zugleich strahlten aus seinen Augen. Schreck, Ueberraschung, Glaube und Unglaube, Alles in einem Moment, den der Blitz erhellte und Sturm und Regen umtobte.

Aber eben diese Ereignisse drängten so mächtig auf das zart organisirte junge Mädchen ein, daß es sich des Eindrucks durchaus nicht klar bewußt werden konnte. Es war wieder der innere Seelenkampf, der sie so lange schon beunruhigte, jetzt aber in einen Moment zusammengedrängt; es war der Kampf zwischen Liebe und Abscheu, Furcht und Wohlwollen.

. . . . . .

Als der Gluthball einer afrikaniſchen Morgenſonne die Scene des Lagers von Derhan beleuchtete, ſammelte die Reveille mit den dumpfen Schlägen der durchnäßten Trommel die noch lebenden Ueberreſte dieſer ſchrecklichen Nacht.

Das Ungewitter war vorübergezogen. Die Luft war dumpf und ſchwül. Der naſſe Boden rauchte und jeder Soldat in ſeinen durchnäßten Kleidern ſchien eine Dampfſäule geworden zu ſein. In horizontaler Richtung durchſchoſſen die Gluthſtrahlen der aufgehenden Sonne das weite unabſehbare Dunſtmeer, in welchem die ſich ſammelnden Colonnen ſich wie Nebelbilder zu bewegen ſchienen.

Die Araber in ihren weißen Burnus und die arabiſche Reiterei, die Spahis, welche die Kappen ihrer rothen Burnuſſe über die ſchwarzbraunen Köpfe gezogen hatten, ſchienen ſich noch am beſten zu befinden, denn ihre aufgetrockneten Geſtalten bei ihrer Genügſamkeit ſind auf ihren Nomadenzügen durch die Wüſte und über die Gebirge des Atlas an Wind und Wetter gewöhnt.

Auch die ältern franzöſiſchen Truppen, die Zuaven, die Chaſſeurs d'Orleans und afrikaniſchen Jäger zu Pferde, waren abgehärtet genug, ſolchem Unwetter Trotz zu bieten. Dagegen bedeckten die das Klima noch ungewohnten Soldaten der neuen, aus Frankreich herge-

schickten Regimenter und der elenden, in jeder Hinsicht vernachlässigten Fremdenlegion das weite Feld mit Todten, Sterbenden und Kranken. Und diejenigen, welche noch ihre moralische Kraft aufrecht erhalten hatten, mußten noch die letzten Kräfte anwenden, um die Kranken zum Rücktransport nach Bona in die Lazarethe, in Decken gehüllt auf Maulthiere zu binden. Wie zwei Bündel an beiden Seiten wurden die Kranken über den Packsattel gelegt und oben darauf kam noch ein Dritter und Vierter — unbekümmert darum, ob Einer den Andern drückte, ob der Kopf herabhing oder die Stränge die Adern zuschnürten.

Wie wenig im Kriege Menschenleben gilt, sah man bei solchen Gelegenheiten. Tod und Vernichtung ringsum, dabei ein Gefühl von Erschlaffung und Hinfälligkeit, dem es kaum möglich war Widerstand zu leisten, hatte alle menschlichen Gefühle abgestumpft und den Gemüthern eine unbeschreibliche Rohheit eingeprägt.

In jener schrecklichen Nacht schien die ganze Organisation des Heeres aufgelöst zu sein. Und dennoch, so groß ist die Macht der Disciplin im französischen Heere, daß kaum eine halbe Stunde hinreichte und überall sah man die Ordnung wieder hergestellt. Compagnien und Regimenter waren aufmarschirt auf Sammelplätzen, die ein höher belegenes Terrain mit weniger eingeweichtem Boden darbot.

Die Sonne beleuchtete ein unblutiges Schlachtfeld, das mit Todten und Erstarrten besäet war. Der Marsch ging vorwärts. Emil und Rudolph hatten ihre beiden Schützlinge nicht wieder gesehen.

. . . . . .

Auf die kleinste Entfernung mußte stundenlang marschirt werden. Als die Stunde kam, wo Rast gehalten werden sollte, erwarteten die hungrigen Soldaten vergebens die Austheilung von Lebensmitteln und Fourage für die Pferde. Erst geheimnißvoll und ungläubig, dann bestätigt lief die Nachricht durch die Reihen, daß im Lager von Derhan 220 Ochsen, die zum Verpflegungspark gehörten, mehr als die Hälfte, scheu gemacht durch Blitz und Donner, entlaufen waren. Nur spärlich konnte der Proviant noch nachgeführt werden. Dabei begann der Regen auf's Neue; der Boden war und blieb aufgeweicht. Um nicht bei jedem Schritt so tief einzusinken, suchte Jeder sich die Last, die er trug, möglichst zu erleichtern. Man warf die Sturmleitern fort, die so nöthig waren, um vor Constantine in die tiefen Schluchten hinabzusteigen und die hohen Mauern zu erklimmen, wenn die Stadt mit Sturm genommen werden sollte.

Andere waren sogar leichtsinnig genug, ihren Sack mit Lebensmitteln auf neunzehn Tage, den jeder Soldat

tragen mußte, wegzuwerfen; denn diese waren meistens vom Regen durchweicht und ungenießbar geworden.

Man sah in der Mittagsstunde Reiter tief im Schlamm neben ihren Pferden stehen und mit Widerwillen und Heißhunger ihren aufgeweichten Schiffszwieback verzehren, während sie ihrem Pferde eine handvoll nasser Gerste vorhielten, die jeder Cavallerist als Reserve für den Nothfall bei sich führte.

Die sich so der Lebensmittel beraubt hatten, lauerten dann auf dem weitern Marsch, wie Geier, auf das Niederfallen eines ermatteten Kampfgenossen, um ihm die Lebensmittel abzunehmen, die er noch bis auf den letzten Augenblick mitgeschleppt hatte.

Man hatte noch Reis und auch einige Reißigbündel; aber sie waren durchnäßt und man konnte nicht kochen.

So ging es unter unbeschreiblichen Mühseligkeiten, die nur die moralische Kraft so abgehärteter Soldaten ertragen konnte, drei Tage lang weiter, ehe das auf jedem Schritt immer mehr zusammenschmelzende Heer am 15. endlich die altrömischen Ruinen von Ghelma erreichte.

Drei Tage lang hatten Sturm und Regen gewüthet; jetzt aber war die Luft trocken und kalt geworden und durchschauerte die bis auf die Haut durchnäßten Glieder.

Fast Alle hatte das Fieber und Blutgang ergriffen

und Bewunderung verdienten die Wenigen, welche ihr starker Geist oder ihre athletische Körperkraft noch aufrecht erhielt.

Noch immer war der Marschall Clauzel nicht zur Umkehr zu bewegen.

Die von allen Seiten kund gegebene Unzufriedenheit mit dem despotischen Regiment des Achmed Bey gaben ihm die Ueberzeugung, daß das französische Heer auf den Höhen von Constantine sich nur zu zeigen brauche, um die Thore geöffnet zu sehen. Die Idee, daß es nur einer Promenade bedürfe, um diese reiche Stadt zu nehmen, hatte sich aller Gemüther der Soldaten bemächtigt und so ertrugen sie mit Muth und Hoffnung die auf's Höchste gesteigerten Leiden und Beschwerden.

Unter den Ruinen von Ghelma hatte der Marschall ein Lager aufschlagen lassen, um die noch zurückgebliebenen Streitkräfte an sich zu ziehen, und das fast aufgelöste Heer wieder zu sammeln und zu ordnen. Sein Geist und der seiner Unterbefehlshaber fanden immer neue Hülfe, wo Alles verloren schien.

. . . . . .

Sobald man Abends in das Lager von Ghelma eingerückt war, suchten Emil und Rudolph den Obrist Morel und seine schöne Tochter wieder auf, die sie seit jener schrecklichen Nacht nicht wieder gesehen hatten.

Emil wollte nichts als die Beruhigung haben, ob sie sich noch unter den Lebenden befanden. Alle Erkundigungen deshalb waren vergebens gewesen, so auch das Aufsuchen unter den Tausenden, die unter den tiefverschütteten Ruinen oder dürftigen Gezelten Schutz suchten gegen die eisigen Winde, welche auf dieser Höhe die durchnäßten Glieder durchschauerten.

Am 17. brach man wieder auf und Abends kam das Heer in das Bivouak von Seybouze.

Der Marsch blieb fortwährend äußerst schwierig. Der Regen hatte die ohnehin schlechten Wege vollständig aufgeweicht und überschwemmt. Die Bäche in ihren tiefeingeschnittenen Betten waren zu Strömen angeschwollen und hatten die ohnehin seltenen Brücken unterwühlt und fortgerissen.

Eine dieser Brücken hatten die Ingenieurs in der Eile aufgeschlagen, indem sie die noch aus dem Wasser hervorragenden altrömischen Pfeiler durch Darüberlegen von Sturmleitern, Zeltstangen, Bretern und gefällten Palmbäumen verbunden hatten. Das Ganze war mit Erde und Schutt überdeckt und bildete eine Nothbrücke von sehr zweifelhafter Sicherheit. Wegen Höhe des reißenden Wassers war der schwankende Boden der Brücke nur wenige Zoll über den brausenden Wellen erhaben. Massen über Massen drängten sich auf die Brücke und Hunderte und Tausende in dicht auf einander geschobe-

nen Marschcolonnen harrten am steilen Ufer auf den Augenblick eines auch für sie möglich werdenden Ueberganges.

Unter diesen standen Emil und Rudolph unterhalb der Brücke und sahen mit Grausen das Schwanken der für die darüber hinströmenden Masse von Menschen und Pferden viel zu schwachen Bedeckung der Brücke. Plötzlich erkannten sie den Obrist und seine Tochter, letztere in Offiziersuniform, wie sie im dichtesten Gedränge, ihre Pferde am Zügel führend, über die Brücke gingen.

Plötzlich brach diese zusammen; nahe an hundert Soldaten und Pferde stürzten in den reißenden Strom und unter diesen sah man den alten Obrist und Marie mit den Wellen ringen.

Augenblicklich warfen Emil und Rudolph ihr Gepäck von den Schultern und stürzten mit einem kühnen Sprunge vom hohen Ufer hinab in den Strom. Zum Glück waren sie Beide treffliche Schwimmer; aber sie würden auch den Sprung gewagt haben, wenn sie ihren Tod vor Augen gesehen hätten.

Mit einer Art von Grausamkeit mußten sie sich von denen losmachen, die um Rettung flehend sie anriefen oder selbst umklammerten, um die Beiden zu erreichen, für deren Rettung sie das Leben gewagt hatten, und kaum war es möglich, bis in die Mitte des Stromes zu ge-

langen, wo diese bald untersinkend, bald auftauchend trieben.

Emil wäre verloren gewesen in dem doppelten Kampf mit dem empörten Elemente und den mit dem Tode ringenden Menschen, wenn nicht Rudolph ihn befreit hätte von dem bärtigen Chasseur, der sich, indem er selbst unterging, mit der letzten Kraft der Todesangst an seine Füße geklammert hatte und ihn damit in die Tiefe zog. Einen Augenblick später wurde im Weiterschwimmen Rudolph von einem schwarzbraunen arabischen Spahi ergriffen, dessen rother Burnus über dem Wasser schwamm. Emil gab ihm einen Stoß, der den Freund befreite.

Endlich war das Ziel erreicht. Emil hatte Marien, Rudolph den alten Obrist ergriffen — Beide waren schon bewußtlos; aber es gelang ihren Anstrengungen, sie auf's Trockne zu bringen.

Auch ihre Pferde hatten sich gerettet und erreichten schwimmend weiter unten das dort flachere Ufer, wo sie dann aufgefangen und in's Hauptquartier zurückgeführt wurden.

Die beiden Geretteten lagen noch bewußtlos am Ufer. Wiederbelebungsversuche waren nothwendig; aber hier im Freien, vor den Augen von Hunderten von Soldaten, ohne Obdach, wie war das Entkleiden, Reiben und Bürsten der Körper möglich ohne die entsetzlichste Indiscretion, wodurch das Geschlecht der Tochter des Obristen verrathen wurde? Das fühlten Beide, denn

sie kannten die Methode, die sogleich angewendet wurde in solchen Fällen; jeder Unteroffizier war darauf instruirt. Schon knieten Mehrere derselben auf die Körper der Verunglückten, um sie zu entkleiden. Da rief Emil: — Kameraden, es ist die Tochter des Obristen; sie wird lieber sterben wollen, als sich den Blicken der Männer preisgegeben zu sehen. Laßt sie sterben; sie hat ihr Geschick erfüllt.

— Da kommt ein Oberarzt von der Ambulance, — rief Rudolph, — überlassen wir ihm die zu treffenden Anordnungen. — Mit diesen Worten eilte er dem mit Orden geschmückten graubärtigen Doctor Baudens, ein Mann von der würdigsten Haltung und dem achtbarsten Ernst auf den männlich gebräunten Zügen entgegen. Er sagte ihm, wer hier aus dem Wasser gezogen sei und welche Rücksichten hier zu nehmen wären.

Der Oberarzt untersuchte den Zustand beider Körper und gab Hoffnung auf Wiederbelebung, ohne bei dem jungen Mädchen die Decenz zu verletzen.

— Es kommt darauf an, — sprach er, — daß Jemand mit gesundem Athem sich entschließt, dieser jungen Dame Luft einzublasen, während ich versuche durch äußere Hülfe die Lungenthätigkeit zu beleben.

Emil zitterte und glühte. Welch ein Gedanke — welch ein Gefühl — den ersten Kuß den kalten Lippen einer Leblosen — ihm schauderte davor zurück. Er wagte

es nicht — und doch — da ließ sich ein junger Chasseur d'Afrique auf die Kniee nieder, um der Scheintodten diesen Liebesdienst zu erweisen — das aber duldete seine Eifersucht nicht.

— Mir als Retter, — rief er, — gebührt das Vorrecht!

Und nun legte er seinen Mund auf den ihrigen und sog und blies hinein, während der Oberarzt kunstgemäß ihr die Brust zusammendrückte und erweiterte. Und er fühlte, wie ihre Lippen warm wurden; er fühlte das Wehen ihres Athems; sie zuckte mit dem Arm, als wollte sie den sie Küssenden abwehren. Emil schreckte zurück; er glaubte, es sei genug und wagte nicht mehr.

— Fahren Sie fort, — gebot der Oberarzt, — die noch schwachen Respirationswege bedürfen noch der Hülfe.

Und er fuhr fort — aber mit welchen Gefühlen — von Wonne durchschauert — von Grausen und Entzücken zugleich durchrieselt.

Jetzt schlug das junge Mädchen die Augen auf. — Ihr Blick traf auf Emil, der wechselnd bleich und glühend war — Beide starrten sich einen Augenblick an. Keine Spanne weit war das Gesicht der Einen von dem des Andern entfernt.

— Noch einmal! — rief Doctor Baudens. Fast

zitternd, bleich und glühend nahte er ihren Lippen die seinigen — da schrie sie auf — es war der erste Aufschrei aus ihrer wieder athmenden Brust.

— Fort, — rief sie, — Frecher — Sie mißbrauchen meine Ohnmacht!

Emil war darüber so betroffen, so vom Schmerz durchdrungen, daß er kein Wort zu erwiedern vermochte. Es war dieser Vorwurf ebenso ungerecht als die Anklage vor Gericht, welche ihm Ehre und Freiheit gekostet hatte. Der Oberarzt hatte die Kranke auf einen Augenblick verlassen, um nach den Wiederbelebungsversuchen des Obristen zu sehen und so war Niemand da, der der Unglücklichen ihren schrecklichen Wahn, daß Emil auf die unehrenhafteste Weise ihre Ohnmacht gemißbraucht habe — wie damals ihren Schlaf — zu nehmen vermochte. Keiner der Umstehenden sagte ihr, bei der dumpfen Gleichgültigkeit ohne Theilnahme: — Er ist Dein Retter, er blies Dir Athem ein auf Befehl des Arztes — ohne ihn würdest Du noch eine Todte sein. —

Mit schmerzerfüllter Brust hatte Emil sich zurückgezogen. Da trat sein Kamerad und Freund, der junge Deutsche zu ihm und sprach: — Undank ist einmal der Welt Lohn, damit müssen wir uns trösten. Der Colonel konnte nur gerettet werden, indem man ihn auf freiem Felde entkleidete und heftig bürstete. Ich übernahm mit Andern dieses Geschäft. Im Rettungseifer

wurde ihm die Haut an mehreren Stellen geritzt. Als der alte Herr aus dem Scheintodte erwachte und sich unter so vielen umherstehenden Soldaten nackt und zerrissen liegen sah, da wußte er nicht, wie ihm geschehen war.

— Geh zu allen Teufeln, — schrie er mich an, der ich an seiner Seite kniete und mit einer tüchtigen Pferdekartätsche und einem Strohwisch seine rothe zerrissene Haut ein wenig derber behandelte, als es jetzt noch nöthig sein mochte; beleidigt stand ich auf und ging davon.

— Horch! — rief Emil, — die Trommel unserer Compagnie; schließen wir uns an.

Und mit der Marschcolonne der Fremdenlegion zogen sie sich, völlig durchnäßt, weiter am Fluß hinunter, wo man eine Furt gefunden hatte, die den Uebergang möglich machte, indem sie bis fast zur Brusthöhe durch das Wasser wadeten.

. . . . . .

Weiter ging es nun, immer in der Richtung auf Constantine hinaus in die unabsehbare Ferne, wo, außer vereinzelten Palmbäumen oder hier und da das Bruchstück einer römischen Ruine, kein Gegenstand ihre Blicke fesselte. So erreichten sie endlich am Naz-Oed-Zeneti eine öde Niederlassung mit einem einsamen Blockhause.

Noch waren sie auf keinen Feind gestoßen; nur

einige Araber, die hier und da im Felde arbeiteten, hatten sie gesehen.

Allein am folgenden Tage erschienen schon einige drohende Reiter in weißen Burnus mit ihren langen Flinten auf den umliegenden Höhen und verschwanden ebenso schnell wieder. Hier und da krachten Flintenschüsse aus irgend einer Schlucht hervor. Wo nur ein Versteck zu finden war, hinter Felsentrümmern oder Säulenstümpfen und Werkstücken römischer Ruinen, sah man für einen Augenblick die schwarzbraunen Gesichter aus der Capuze der weißen Burnus blicken; dann ging eine blaue Dampfwolke dort auf, ein Knall erfolgte und eine Gewehrkugel schlug ein und verwundete hier und dort einen mühsam wandernden Soldaten. Einen Augenblick später war Alles verschwunden. Die unermeßliche Einöde, welche das Heer durchzog, erschien völlig menschenleer. Dann wieder krachten Flintenschüsse; Einzelne fielen mitten im Zuge und für französische Gewehrsalven gab es kein Ziel, für ihre Rache keinen Gegenstand.

Seitenpatrouillen wurden abgesendet, aber sie fanden keinen Feind. Von den sich zurückziehenden Arabern unsichtbar umschwärmt, ließen sie manchen der Ihrigen zurück.

Auch den Entschlossensten umdüsterten damals finstere Ahnungen. Auch der Unerfahrenste erkannte, daß

bei dem Mangel an Schießbedarf und Lebensmitteln, wovon noch das Wenige, was man bei sich führte, meistens vom Regen durchnäßt war, sich ein Kampf auf die Dauer nicht bestehen lassen würde.

In der folgenden Nacht fiel abermals ein heftiger Regen mit Hagel und Schnee untermischt. Man befand sich auf bedeutender Höhe, wo die eiskalten Winde freien Zug hatten. Mehreren Soldaten waren am andern Morgen die Füße erfroren; andere waren vor Kälte umgekommen. Mit Tagesanbruch sah man endlich Constantine in der Ferne am Horizont liegen. Aber im langsamen Fortrücken des ermatteten Heeres schien die reiche Stadt mit ihren Moscheen, Kuppeln und schlanken Minarets vor den Soldaten zurückzuweichen; bald war es den Blicken ganz verschwunden.

Als endlich am 21. November das so zusammengeschmolzene französische Armeecorps die Hügelreihen, welche von Weitem Constantine umgeben, überstiegen hatte, lag es plötzlich hingedehnt vor den Augen der Soldaten; aber unerreichbar geschützt durch den senkrechten Felsenwall eines unermeßlichen Abgrundes, in dessen Tiefe der Oued-Rummel brüllte.

. . . . . .

Allgemein war die Meinung verbreitet, man würde die Thore offen finden und brauche nur einen kleinen Umweg zu machen, um mit klingendem Spiel einzu-

rücken; um desto größer war die Ueberraschung, als man sich getäuscht sah.

Patrouillen näherten sich der einzigen Brücke, die zu dem Thore über den Abgrund führte; da blitzten von der Mauer zwei Kanonenschüsse auf, der Donner des Geschützes hallte wieder von den Felsenwänden und auf der Umwallung sah man die muhammedanische Blutfahne aufgepflanzt.

Mit diesem Zeichen des entschlossensten Widerstandes war auf einmal jede Illusion, jede Hoffnung vernichtet.

Die Lage des kleinen Heeres war schrecklich. Erschöpft vom neuntägigen Marsch, auf dem man ohne Unterlaß genöthigt gewesen war, gegen die Wuth eines afrikanischen Winters zu kämpfen, Bäume zu fällen, Felsen zu sprengen und Gebirgs-Abstürze für das Geschütz und die Wagen fahrbar zu machen, sah sich der Soldat von allen Hülfsmitteln für das Leben verlassen. Die Kleidung auf dem Leibe war ihm vom Regen durchnäßt, vom Schlamm beschmuzt und fiel ihm zum Theil in Stücken vom Körper. Keine trockne Lagerstelle war selbst auf dieser Höhe zu finden — nur der aufgeweichte Boden war das Bett für die zum Tode Erwählten. Die Gepäckwagen waren eine halbe Stunde rückwärts im Morast versunken, die Lastthiere mei-

stens gefallen. Der Schnee fiel in großen Flocken und Lebensmittel gab es nicht mehr.

Unter diesen Umständen war Rettung nur von einem kühnen Handstreich zu erwarten.

Dagegen aber bot die Lage von Constantine fast unübersteigliche Schwierigkeiten dar.

Es giebt keine eigenthümlicher gelegene Stadt als Constantine. Auf einem senkrecht emporsteigenden Felsen gebaut, scheint ihr Grund und Boden bei einer der großen Erdrevolutionen von dem sie umgebenden Terrain losgerissen zu sein, in dessen Gestaltung es übrigens völlig hineinpaßt. So ist Constantine, das alte Cirta der Römer, auf zwei Seiten durch eine tiefe, von senkrechten Felsenwänden gebildete Schlucht umgeben. Diese erweitert sich auf der dritten Seite zu einem tiefen Thal, in welchem der üppigste Pflanzenwuchs gegen die öden, unfruchtbaren Höhen malerisch absticht. Da, wo sich der jetzt zum Strom angeschwollene Fluß in diese Tiefe hinabstürzt, bildet er einen imposanten Wasserfall von mindestens achtzig Fuß Höhe. Die vierte Seite des Felsengrundes, auf welchem das unermeßliche Gewirr von weißen, flachen mauriſchen Häusern ausgebreitet steht, ist mit dem festen Lande verbunden, daher auch die einzige angreifbare. Dort ist die Stadt nur durch eine einfache Mauer geschützt, welche die Hochebene von Koudiat-Aty beherrscht.

Dorthin aber das Geschütz zu bringen, war unmöglich. Die achtpfündigen Stücke, die man mit unsäglicher Mühe bis hierher mitgeschleppt hatte, waren nicht auf einem Boden weiter zu schaffen, der vom angeschwollenen Oued-Rummel durchströmt und vom Regen so erweicht war, daß die Geschütze bis an die Naben hineinsanken.

Marschall Clauzel beschloß daher den Angriff gegen das Brückenthor zu richten, während General de Rigny mit der ihm anvertrauten Vorhut die Höhen von Koudiat-Aty zu gewinnen suchen sollte.

Bei dieser Vorhut befanden sich Emil und Rudolph. Ihre moralische Kraft und eine Energie des Willens, die trotz aller Seelenleiden von einer ungeschwächten Gesundheit unterstützt wurde, hatte sie erhalten inmitten unbeschreiblicher Anstrengungen und Lebensgefahren.

Außer dem Rummel, der zu einem reißenden Strom angeschwollen war, mußten noch drei Flußbette durchwaten werden. Oft stieg den Soldaten das Wasser bis an den Gürtel. Dazu schlug ihnen der Sturm den Hagel so heftig in's Angesicht, daß sie von Zeit zu Zeit stehen bleiben und dem Unwetter den Rücken zukehren mußten.

Emil, der schwächlicher gebaut war als Rudolph, war im Begriff niederzusinken. Der junge Deutsche unterstützte ihn, indem er ihm zurief: — Muth, mein Freund; bald wird das letzte Hinderniß überwunden

sein; dann noch einen kurzen Kampf und wir haben Sieg oder Tod. Das Eine wie das Andere bringt Erlösung von einem Zustande, den menschliche Kraft nicht mehr ertragen kann.

— Der Sieg hat keine Freude für mich, der Tod keine Schrecken, — sprach Emil. Nun, vorwärts!

Rudolph stärkte seine gesunkenen Kräfte durch einen Schluck Cognac, den er in seiner Feldflasche noch für den Augenblick der äußersten Erschöpfung aufbewahrt hatte; dann schulterten Beide das Gewehr wieder und schlossen sich den immer weiter vordringenden Zügen an.

Kaum näherten sie sich den Hügeln, welche vor der Ebene von Koudiat-Aty sich hinziehen, als sie durch ein lebhaftes Gewehrfeuer von verschiedenen Punkten eines türkischen Begräbnißplatzes aus begrüßt wurden.

Hinter den Gräbern versteckt, unter dem Schutz hoher Cypressen, schien eine große Menge Araber, welche die Stadt verlassen hatten, entschlossen, den Franzosen das weitere Vordringen auf das Hartnäckigste zu verwehren.

Den Letztern aber fehlte es an Pulver. Sie griffen mit dem Bajonnet an, nahmen die Stellung und setzten sich auf der Hochebene fest.

Auf eine schreckliche Nacht des Unwetters, das die durchnäßten und erschöpften Soldaten auf dieser Höhe mit doppelter Kraft traf, folgte ein noch gefahrvollerer Morgen.

Achmed Bey, welcher seinem Unterbefehlshaber Ben

Aïssa die Vertheidigung von Constantine übertragen hatte, und an der Spitze seiner Reiterei im freien Felde stand, griff am 22. Morgens die Brigade der Vorhut in dem Augenblick von hinten an, in welchem die Kabylen von vorn und die Türken von der rechten Seite auf sie einstürmten.

Die Lage der französischen Soldaten dieses Corps war äußerst gefährlich. Einen Augenblick Unentschlossenheit oder Unordnung und sie waren alle verloren. Allein mit der Ruhe eines wahren Muthes bildeten sie ein dichtgeschlossenes Quarré und empfingen den barbarischen Feind mit einem so nachdrücklichen Bajonnetangriff, daß dieser nach allen Seiten zurückwich.

. . . . . .

Während dieses Kampfes auf der Höhe von Koudiat-Aty traf ein neuer Unfall das französische Heer. Die zurückgebliebenen Proviantwagen konnten nicht aus dem Moraste fortgebracht werden. Ihre Bedeckung mußte sie im Stiche lassen; doch ehe dieses geschah, warfen sich die von Hunger und Mühseligkeiten erschöpften Soldaten auf sie, plünderten dieselben und überluden sich so mit Branntwein, um den peinigenden Hunger zu stillen, daß sie leicht ein Raub der arabischen Yatagans fielen.

Der 22. wurde damit hingebracht, das Brückenthor zu beschießen, um den Sturm vorzubereiten.

Die Brücke, über welche der Weg über die Schlucht nach Constantine führt, ist eine der größten Merkwürdigkeiten in den Umgebungen dieser Felsenstadt. Da wo die Schlucht, durch welche der Rummel strömt, sich erweitert, hat die Natur drei imposante Felsenthore gebildet, die den Felsengrund von Constantine mit dem dasselbe umgebenden Felsen in Verbindung setzen. Eins dieser Felsenthore hat die Höhe wie die Kuppel der Peterskirche in Rom. Auf dem niedrigsten dieser Felsenthore war schon zur Römerzeit eine Brücke gebaut, die in die Stadt führt und El Contara (die Brücke) genannt wird. Hier sollte das Thor der Stadt beschossen und die Bresche gelegt werden. Gegenüber lag ein hohes Plateau, das dieses Brückenthor beherrschte. Hier wurden Kanonen aufgefahren und die Beschießung begann. Aber da es nur Stücke von geringem Caliber waren, zudem auch es bedeutend an Munition fehlte, indem Vieles verdorben oder auf dem Transport verloren war: so blieb diese Beschießung ohne Wirkung. Noch am 23. wurde sie fortgesetzt, eben so vergeblich.

Sobald die Nacht angebrochen war, wurden zwei verstellte Angriffe empfohlen, der eine von Mansurah her, gegen das Brückenthor, der andere von Koudiat-Aty, gegen das Thor von Bab-el-Qued.

Bei dem ersteren, der nur ein heldenmüthiger Versuch gegen übermächtige Hindernisse war, erhielt General

Trézel eine Kugel in den Hals; der zweite kostete zwei äußerst hoffnungsvollen Offizieren das Leben, dem Capitain Grand und dem Commandanten Richepanse. Auch der alte Colonel von Morel wurde schwer verwundet.

Er war es, der vom Pferde absteigend: — Freiwillige vor! — rief, um sie zum Sturm gegen das Thor von Bab-el-Qued zu führen. Emil und Rudolph waren untern den Ersten, die sich ihm anschlossen. So kamen sie in dunkler Nacht unter Flinten- und Kartätschenschüssen vor die Höhe der Felsenmauer, worauf Constantine steht, bis an das Thor. Steine und Feuerbrände regneten auf sie herab. Die Kühnheit der muthigen Krieger scheute den Tod nicht, der sie in tausend Gestalten umdrohte.

Aber das Thor war verschlossen und mächtig mit Eisen beschlagen. Bajonnette, Gewehrkolben und Säbel konnten nichts dagegen ausrichten. Es fehlte an Brechstangen, Aexten und Schwingbäumen, um es mit Gewalt zu erbrechen; ohne Erfolg mußten sie wieder abziehen; sie schleppten Todte und Verwundete mit, unter diesen den Obristen von Morel, welchen Emil und Rudolph, nachdem sie aus ihren Gewehren eine Tragbahre gemacht hatten, trugen und retteten. Knatternde Gewehrsalven von den Wällen herab und pfeifende Kugeln gaben ihnen das Geleit. Emil erhielt am Oberarme einen leichten Streifschuß; doch hinderte ihn das nicht,

sein Amt als Pfleger des alten Kriegers treulich zu erfüllen; dem Andern, Rudolph, wurde der Tschako auf dem Kopfe zerschossen, dann wieder erhielt er eine Kugel, die den Rockkragen zerriß und abglitt. Ein Zoll weiter, und es war um sein Leben geschehen.

Marie hatte auf Befehl ihres Vaters am Gefecht nicht theilnehmen dürfen. Mit Angst und Unruhe erwartete sie seine Rückkehr. Sie befand sich bei der Ambulance, dem geräumigen Zelt für die Kranken und Verwundeten, wo diese unter der Pflege tüchtiger Aerzte und eingeübter Infirmiers den Kranken jede nur mögliche Hülfe und Pflege leisten. Dieser wohlthätigen Einrichtung ist jeder Soldat gern behülflich, und so war es möglich geworden, ein solches wandelndes Lazareth bis hier auf die Höhe von Koudiat-Aty mitzuführen.

Wir können uns den Schreck und den Schmerz des jungen Mädchens denken, das mit ihrem Vater nicht allein das letzte theure Glied ihrer Familie, sondern auch ihre einzige Stütze in Afrika verloren haben würde. Indeß als Tochter eines tapfern Soldaten war sie auf das Aeußerste gefaßt.

Da sah sie Emil wieder, wie er mit seinem Freunde, den sie ebenfalls schon bemerkt hatte, die Sorge für die Erhaltung ihres Vaters theilte. Sie überwand sich, ihm einige Worte des Dankes zu sagen.

— O Marie, — antwortete er mit der tiefsten Em-

pfindung, die sich im Ton der Stimme verrieth, — wie glücklich machen Sie mich durch Ihre Güte! O, könnte ich Sie doch überzeugen, daß die schwarze Anklage, die man gegen mich gerichtet hatte, auf Lüge und Intrigue beruht haben mußte, daß ich unschuldig bin an dem Frevel, den man mir vorwarf, so wahr Gott mir helfe!

Marie dachte in diesem Augenblicke an die Schmäh- und Drohbriefe, die sie von seiner Hand empfangen, an die schreckliche Nacht, deren Erinnerung ihr durch alle Nerven zitterte. Sie bat ihn, der Vergangenheit nicht zu gedenken, die Gegenwart genüge vollkommen, um Alles auszutilgen, was in ihrem Herzen Bitterkeit zurückgelassen habe; dem dreimaligen Retter ihres Vaters und ihrer selbst könne sie nur zu Dank verpflichtet sein.

— Das ist wenig, das ist gar nichts, — sprach Emil mit einer tiefen Bitterkeit; — denn wäre ich ein so roher und schlechter Mensch, wofür Sie noch immer mich halten, so wäre ich auch nicht einmal Ihres Dankes würdig; und bin ich schuldlos, so genügt mir der Dank nicht, um meine Seele zu beruhigen und mir Genugthuung zu geben.

— Aber mein Himmel, der Brief... der Brief...!

— Welcher Brief?

— Dieser, — rief sie, indem sie den in Algier empfangenen Drohbrief aus ihrem Busen zog, — es ist

Ihre Handschrift, Ihre Unterschrift. Sie verfolgen mich mit ihren Anfeindungen sogar nach Afrika!

Rudolph warf einen Blick auf den Brief. Während Emil betroffen schwieg, rief Jener aus: — Diesen Brief hat mein Freund de la Roncière nicht geschrieben. Ich schwöre darauf.

— Schweig, — sprach Emil mit edlem Unwillen, — es giebt Anschuldigungen, die so schwarz sind, daß es unter der Würde des Mannes ist, sich dagegen zu verantworten. Halten Sie mich dessen aber für fähig, mein Fräulein, so bleiben Sie dabei. Mir aber liegt es ob, Sie von meinem Anblicke zu befreien, — sollte mir auch das Herz darüber brechen, — fügte er leise, doch hörbar hinzu und zog sich zurück aus dem Zelt.

— Emil, Emil, — rief sie hinter ihm her, — ich glaube an Ihre Unschuld; Wahnsinn wäre es, an Drohungen zu glauben, die von den edelsten Handlungen widerlegt werden.

— Zu spät, mein Fräulein, kommt Ihnen diese Erkenntniß, — entgegnete Rudolph mit Bitterkeit. — An der Liebe ist es schon unauslöschlicher Verrath, den Geliebten einer solchen Infamie und Nichtswürdigkeit nur für fähig zu halten. Ich werde meinem Freunde Ihre Aeußerungen mittheilen; aber wenn er ein rechter Mann ist, wird er Ihnen fern bleiben und Ihr liebloses Mißtrauen mit Verachtung strafen!

Mit diesen Worten ging er hinaus, um nicht wieder zurückzukehren.

Mariens Vater, der Obrist Morel, war während ihres Gesprächs mit Emil und Rudolph aus seiner Betäubung erwacht. Als Marie zu den Füßen seines Lagers sich auf ihre Kniee niederwarf und heftig weinte, fragte er, was vorgefallen sei.

In der höchsten Aufregung des Gefühls erzählte sie ihm, daß von den beiden Soldaten, welche im Lager zu Derhan, aus dem Strome Seibouze und vor dem Thore von Constantine ihn gerettet hätten, der eine Emil de la Roncière sei.

— Roncière? — rief der Obrist aufflammend.

— O, ich schwöre darauf, — entgegnete Marie, — daß er unschuldig verurtheilt, schuldlos angeklagt war; so viel Edelmuth, wie er hier auf diesem schrecklichen Zuge gegen uns bewiesen hat, kann nicht von einem so rohen und gemeinen Verbrecher wie er sein müßte, wäre die Anklage begründet, verübt sein. Mein Herz spricht ihn frei . . . obwohl mein Verstand und jeder Blick in die Vergangenheit ihn verdammen muß.

— Er ist und bleibt ein Verdammter und Verruchter, — rief der Obrist, aufflammend vor Zorn. — Seine Heldenthaten waren Heuchelei, um sich wieder bei Dir einzuschmeicheln, damit er Gelegenheit erhalte, Dir neues Verderben zu bereiten. Er bleibe fern von uns, der

Verruchte, ich hasse ihn unversöhnlich; aber ich werde dafür sorgen, daß ihm und dem jungen Deutschen die bewiesene Bravour belohnt werde. Ich will den Marschall bitten, daß Beide aus ihrer Sklaverei erlöst und in ein anderes Corps nach ihrer Wahl eintreten dürfen.

. . . . . .

Als Rudolph den Mauern von Constantine gegenüber auf der Höhe angekommen war, wo sein Bataillon noch immer dem Feuer der Feinde von den Wällen herab ausgesetzt stand, sah er seinen Freund Emil de la Roncière, umringt von vielen Soldaten, vergebens sich bemühen, ein Streifchen Pergament zu lesen, auf welchem zwei Zeilen Charaktere geschrieben standen, die Niemand unter den Anwesenden entziffern konnte.

— Da kommt unser Gelehrter, — riefen sie, indem sie Rudolph gleichsam eine Gasse öffneten, — der deutsche Student muß alle Sprachen kennen. Ist es arabisch, ist es syrisch oder koptisch, oder gar die Hieroglyphenschrift der alten Aegyptier, Gott weiß es.

Das Pergamentstückchen war um einen Pfeil mit abgebrochener Spitze gewickelt gewesen, welcher von der Höhe des Serails gerade in das Quarré der Fremdenlegion gefallen war. Das wurde dem jungen Deutschen erzählt, während ein Blick auf die Handschrift ihn auf einige Momente in eine wahre Erstarrung der Ueberraschung versetzte.

— Nun, — fragte Emil, — was ist es?

— Ist es möglich! — rief er aus, — sie lebt noch und ist rein geblieben unter den Krallen des Tigers!

— Welches Räthsel? was bedeutet das?

— So wisset denn, diese Schrift ist neugriechisch. Sie lautet: Soldaten Frankreichs! Eine unglückliche Gefangene appellirt an Euren Muth und Euren Edelmuth. Ich bin die von dem Tyrannen Achmed Bey geraubte Tochter des aus Morea verbannten Mainoten-Bey's Maurocordatos. Noch bin ich schuldlos, indem ich den Despoten zwang mich zu achten; aber jeden Augenblick habe ich Gewalt zu fürchten. Helft und rettet! Aïcha."

— Helft und rettet! — rief Rudolph feurig aus. — Seht, da dringen so eben neue Haufen von Ungläubigen aus der Pforte des Thors gegen eine zurückweichende Patrouille. Werfen wir uns darauf, dringen wir mit dem Feinde zugleich in die Stadt, und der Sieg ist unser.

— Wir gehen mit. Sieg oder Tod! — schrie die Menge der ihn umgebenden Soldaten.

— Meldet's dem General! — rief der commandirende Offizier.

— Er wird es Unglücklichen nicht versagen, — entgegnete Rudolph, — für Frankreichs Ruhm zu fallen. Schließt Euch mir an, brave Kameraden. Den günstigsten Moment verlieren, heißt Alles verlieren.

Schon ordnete sich die muthige kleine Schaar zum Sturm, da ertönte überall das Signal zur Retirade; und so groß war die Macht der Disciplin, daß Rudolph schon im nächsten Augenblick allein stand, verlassen von den Freiwilligen, die sich der Marschcolonne zum Rückzuge anschlossen.

Rudolph war außer sich vor Schmerz und Verzweiflung, so nahe schon dem Ziel, Alles wieder aufgeben und nach Algier zurückkehren zu müssen. Und doch, er allein konnte Constantine nicht erobern.

. . . . . .

Stets waren die Elemente gegen die Franzosen verschworen, wenn sie Unglück im Felde hatten. An Lebensmitteln konnte der Mann nicht mehr als eine Portion Reis und einen Zwieback erhalten. An Munition waren nur noch 30 Kameelladungen vorhanden. Ueberall hatte man den gegenüberstehenden Feind geschlagen; so konnte das Signal zum Rückzuge mit Ehren gegeben werden.

Der Commandant Changarnier bildete mit seinem Sohne die letzte Nachhut. Bei dieser befanden sich Emil und Rudolph, Beide von dem Wunsche beseelt, ehrenvoll zu fallen, da ihnen das Leben, nachdem alle Freuden desselben gebrochen waren, nur noch eine Last sein konnte.

Kaum hatte diese Nachhut die Hochebenen von

Mansoura erreicht, während der Kern des Heeres schon weit voraus auf dem Rückmarsch sich befand, so stürzten ganze Schwärme von Arabern auf die Franzosen.

Augenblicklich ließ Changarnier sein Bataillon ein Quarré formiren und redete seine Soldaten also an:

— Freunde, seht da die Leute vor Euch. Es sind ihrer sechstausend; Ihr seid dreihundert. Das Spiel steht also gleich!

Diese Anrede gab den Soldaten Vertrauen auf die Macht ihrer Disciplin. Im Anschlage liegend, ließen sie die Araber auf Pistolenschußweite herankommen; dann bedeckte das Feuer von zwei Gliedern die Erde mit Menschen und Pferden.

. . . . . .

Der Rückzug des Hauptcorps wurde bewunderungswürdig ausgeführt. Die Truppen bildeten ein längliches Viereck, in dessen Mitte Raum für das Gepäck und das Feldlazareth blieb. In dem letztern befanden sich der Obrist Morel und seine Tochter. Mit welchen Empfindungen diese zu kämpfen hatte, läßt sich nicht beschreiben. Allein die Nothwendigkeit der Pflege ihres Vaters konnte sie retten vor dem völligen Versinken in Schmerz und Zweifel, dessen Opfer sie geworden war.

Sie sah Emil nicht wieder, auch nicht dessen Freund, den jungen Deutschen, die sich bei der Abtheilung des Generals Rigny befanden, welche, aus Infan-

terie und Cavallerie bestehend, die Nachhut bildete. Die Spahis führten den Vortrab. Zu beiden Seiten zog das Fußvolk.

Mit ernstem Blicke und ruhiger Stirn leitete Marschall Clauzel Alles mit bewunderungswürdigem Takte und verbreitete um sich her das unerschütterliche Vertrauen, das ihn belebte. Würdig ihres Führes unterbrachen die Soldaten niemals ihr geregeltes Vorrücken; die Reiter traten in großmüthiger Theilnahme den Ermatteten ihre Pferde ab; höhere Offiziere führten Verwundete an der Hand, um ihnen den Marsch zu erleichtern. Man erzählte, daß ein Soldat, der erschöpft liegen blieb, einem Offizier, der ihn gefragt, ob er nicht mehr fortkommen könne, geantwortet habe: — In einem Augenblicke wird mir der Kopf abgeschnitten sein; nehmen Sie meine Patronen zu sich, ich wünsche nicht, daß sie der Feind gegen uns benutze. — Gerührt von diesem Muth stieg der Offizier vom Pferde ab, hob den Soldaten hinauf und führte das Pferd am Zügel.

Unmöglich war es aber, auf einem solchen Rückzuge Verluste zu vermeiden.

Der Hunger quälte die Soldaten fürchterlich; wenn auf Augenblicke Halt gemacht wurde, sah man ganze Bataillone zur Erde sinken wie Getreidehalme, welche der Wind niedergeweht hatte.

Mit entsetzlicher Gier folgten die Araber der ermat-

teten Heersäule. Sie zogen wie Geier auf ihrem Raubzuge. Von Zeit zu Zeit sah man, wie einzelne Soldaten, welche die Kraft verließ, sich davon ablösten. Sie legten sich nieder, stumm und in ihr Schicksal ergeben; mit verhülltem Haupte erwarteten sie den Feind, der nicht lange zögerte, es ihnen vom Rumpfe abzuschneiden.

Oft feuerte man Gewehre ab, um die Unglücklichen, die aus Ermattung niederfielen, einem gewissen Tode zu entreißen; aber nicht Alle konnten gerettet werden.

Es war, als ob unsere beiden Freunde vom Geschick bestimmt waren, denen nützlich zu werden, die ihnen mit Undank lohnten.

Indem sie sich auf der äußersten Tirailleurlinie des Nachtrabes befanden, bemerkten sie einen Gegenstand, der sie mit Schauder erfüllte.

Tief im Schlamm des aufgewühlten Bodens regte sich eine dunkle Masse, über welcher Geier schwebten, ein Zeichen, daß es hier Todte gebe oder Sterbende.

In einiger Entfernung umschwärmten diesen Punkt berittene Araber, deren schwarzbraune Gesichter aus ihren weißen Burnus wie Teufel hervorblitzten.

Emil und Rudolph rafften ihre letzten Kräfte zusammen, um den Ort zu erreichen, wo sie ein gestürztes Maulthier und einige Menschen, die sich noch am Boden regten, erkannten. Das Maulthier war todt, und die eigenthümliche Bepackung desselben ließ erkennen, daß

es zu der Ambulance, dem Feldlazareth gehörte; denn es trug einen jener eisernen Doppelsessel von neuer Erfindung, die, an beiden Seiten des Packsattels hängend, zurückgeschlagen werden konnten, so daß auf jeder Seite ein Feldbett für einen Kranken gebildet war, auf welchem dann der Patient bis zum nächsten Etappenort festgebunden wurde.

Das war auch hier der Fall. Auf der andern Seite des Feldbettes hatte aber, offenbar zur bessern Pflege des Kranken, ein junger Offizier gesessen, der aber jetzt mit dem Sturz des Thieres ebenfalls zu Boden gesunken war und nicht die Kraft hatte sich wieder aufzurichten.

In diesem erkannte Emil zuerst Marie Morel. Der Andere, der mit Tüchern umwunden, regungslos dalag, festgeschnürt auf dem eisernen Feldbett, war ihr Vater, der Obrist Morel.

In diesem Augenblick der Ueberraschung war ein Araber auf seinem windschnellen Rosse herangesprengt gekommen. Mit geschwungenem Yatagan schien er bereit zu sein, den beiden jungen Männern im Fluge die Köpfe abzuschneiden. Emil hatte ihn gar nicht bemerkt; aber Rudolph legte mit Blitzesschnelligkeit sein Gewehr an und schoß ihn auf Pistolenschußnähe vom Pferde. Andere Araber, die sie umschwärmten, entflohen; jener aber hatte im Todeskrampf den Zügel seines Rosses

festgehalten und so erbeutete der junge Deutsche das herrliche Thier von unschätzbarem Werthe, jetzt doppelt werthvoll, da nur dadurch die Rettung des verwundeten Vaters und seiner Tochter möglich wurde.

Rudolph und Emil legten nämlich dem edlen arabischen Rosse den Tragsattel mit den eisernen Krankenfesseln auf den Rücken. Auf der einen Seite erhielt der Obrist, auf der andern Marie Morel ihre Sitze und Lager; und so groß war die Erschöpfung der beiden Unglücklichen, daß sie ihre Retter zwar erkannten, aber kein Wort des Dankes, der Freude oder des Abscheus zu ihnen sprachen. Wie schwerkranke Kinder ließen sie sich Alles gefallen und während Emil das Pferd vorsichtig am Zügel führte, sorgte Rudolph für die Sicherheit des kleinen Zuges, indem er an Mariens Seite ging, nicht selten das Gleichgewicht unterstützte oder auch umherschwärmende Araber durch Anlegen seines Gewehrs in gebührender Entfernung hielt.

So erreichten sie endlich, nach einem langen und mühsamen Marsche wieder das Gros des Corps und lieferten die Geretteten an die Ambulance ab. Das Pferd schenkte Rudolph der Tochter des Obristen, deren kleines leichtes Damenpferdchen gefallen war, und Beide erbaten sich vom Obristen Morel nur die Erlaubniß, im Gefolge der Ambulance bleiben zu dürfen, um bei etwa ferneren Unfällen sicher zur Hand zu sein.

Finster wurde es ihnen gewährt. Das Mißtrauen und der Haß des Obristen war noch nicht gebrochen. Marie wagte es nicht, dem Zuge ihres Herzens zu folgen. Je mehr es in ihrem Innern stürmte, je mehr ihr Herz sie drängte, Emil's Seelengröße und Schuldlosigkeit anzuerkennen, um so mehr verschloß sie sich gegen jede Weichheit des Gefühls. Konnte sie ihn ja doch nicht freisprechen, ohne sich selbst des entsetzlichsten Verbrechens, einen Schuldlosen, den sie liebte, in's Verderben gestürzt zu haben, anzuklagen.

Sie vermied es daher, ihn anzusehen, noch mehr, irgend ein Wort an ihn zu richten, und seine fortgesetzte Aufmerksamkeit für die Erleichterung ihrer Lage wurde ihr eben so peinigend, als sie ihr wohlthuend war.

Die Franzosen hatten jetzt den Weg nach Constantine kennen gelernt, und wahrlich nicht vergebens!

. . . . . .

Am 30. November hatte die Armee in Derhan übernachtet; am 1. December zog sie wieder in Bona ein.

Emil und Rudolph wurden aus ihrer Sklaverei befreit und den Zuaven zugetheilt, diesen arabischen Jägern zu Fuß, mit den kurzen, rockweiten rothen Hosen, den blauen Jacken und kleinen Turbans, wo sie, nachdem sie als Volontairs den Dienst erlernt hatten, als Lieutenants bei derselben Compagnie einrangirt wurden.

Von unbekannter Hand wurde ihnen eine vollständige

Equipage geschenkt. In dieser Verbesserung ihrer Lage ließ sich die dankbare Hand des Generals Morel nicht verkennen; doch schien es, daß er seine Retter damit abgefunden zu haben glaubte, denn kein Schritt zu irgend einer Annäherung wurde von seiner oder Mariens Seite gemacht und Emil war zu delicat, auch zu schmerzlich von dem fortgesetzten Mißtrauen getroffen, um nicht jedes Wiedersehen möglichst zu vermeiden. Sie widmeten sich gänzlich ihrem militairischen Beruf und hatten bald in dieser Beziehung sich die Achtung ihrer Vorgesetzten und die Liebe ihrer Untergebenen gewonnen. Beide Freunde blieben fortan unzertrennlich und in ernster, würdiger Haltung vermieden sie den Umgang und die leichtsinnigen Vergnügungen ihrer Kameraden.

Die Soldaten nannten sie nur Philemon und Baucis, mit diesen classischen Namen der berühmten Freunde des Alterthums.

Den Namen La Roncière hatte Emil noch nicht wieder angenommen. Nur sein Taufname stand in der Armeeliste. Er wollte erst den Familiennamen auf's Neue erwerben, indem er ihm Ehre machte.

Deshalb konnte es für beide Freunde keine schönere Musik geben, als das Gerücht, daß für künftiges Jahr ein zweiter Zug nach Constantine beschlossen sei, um die Niederlage des erstern wieder gut zu machen.

Trotz des bewiesenen Muthes und des rühmlichen

Rückzuges und obwohl die Regierung selbst durch ihre verspätete und ungenügende Ausstattung den schwersten Theil der Schuld des verunglückten Feldzuges trug, wurde doch der Marschall Clauzel von seinem Commando in Afrika abgerufen und General Damrémont erhielt den Oberbefehl.

Nach dem Vertrage an der Tafna erforderte es Frankreichs Ehre, Constantine anzugreifen. Aber hieß es nicht Abdel-Kader's Macht im Westen verdoppeln, wenn man im Osten seinen gefährlichsten Nebenbuhler vernichtete?

Lange schwankte die Regierung in solchen Betrachtungen; aber zu laut forderte die öffentliche Stimme Genugthuung. General Damrémont erhielt Befehl mit Ahmed Bei zu unterhandeln. Er forderte Bezahlung der Kriegskosten, und Anerkennung von Frankreichs Oberherrschaft. Ahmed rechnete auf die Unterstützung der Pforte. Er zögerte lange mit doppelsinnigen Antworten; endlich, gedrängt, schlug er alle Forderungen der Franzosen ab und der zweite Zug nach Constantine war beschlossen.

Bis zum Ende Septembers waren alle Vorbereitungen getroffen. Proviantstationen waren auf dem ganzen Wege von Bona nach Constantine angelegt.

Ghelma erhob sich zu einem wahren Waffenplatze. Auf der Hochebene von Medjez-Amar, die man zur Basis der Operationen wählte, wurde ein Lager geschlagen. Hier vereinigte sich in den letzten Tagen des Septembers das Heer.

Es belief sich auf 13,000 M., war überflüssig mit Lebensmitteln und Munition versehen und führte ansehnliches Belagerungsgeräth mit sich.

Eine Stadt von Laubwerk, die von schnurgeraden Straßen durchschnitten war, ringsumgeben von wüsten Ebenen, so bot das Lager von Medjez-Amar einen ebenso freundlichen als seltsamen Anblick dar.

Es war Ordnung in der Bewegung, Regel in der Begeisterung; ein Krieg im Festgewande. Nichts gleicht dem Eifer der Soldaten.

Man wollte das Mißgeschick eines frühern Feldzuges mit dem Glanze großer Erfolge verhüllen. Hier sammelten sich Offiziere, die sich durch die Erinnerung an den Tod eines Freundes begeisterten. Der Capitain Richepanse war herbeigeeilt, den Tod seines Bruders zu rächen.

Hier war es, wo Emil und Marie einander, nachdem über neun Monate vergangen waren, zum ersten Mal sich wiedersahen. Der Obrist von Morel war zum Generallieutenant avancirt. Er hatte diese Zeit über in Algier zugebracht, während die beiden Freunde bei der Be-

satzung von Bona geblieben waren. Vor Kurzem waren sie im Lager angekommen. Generallieutenant Morel hatte ein Commando der Zuaven empfangen, deren Uniform er trug. Bei einer Musterung derselben sahen Emil und Rudolph den Generallieutenant, der sie vorbei defiliren ließ und in dessen Suite seine Tochter Marie, die dieses Mal auf einem englischen Damensattel in eleganter Reitkleidung ritt und, von der Bewegung und Luft leicht geröthet, doppelt reizend war.

Die Strenge des Dienstes gestattete keine Regung des Auges, kaum ein Zucken der Gesichtsmuskeln. Die Augen rechts auf den Generallieutenant gerichtet, führte Jeder derselben seinen Zug im Parademarsch vorüber.

Ob ihr das Herz pochte bei seinem Anblicke, ob er glühte, als er seine geliebte Feindin im vollen Glanz weiblicher Schönheit erblickte, reitend auf demselben arabischen Pferde, dessen Besitz ein Zeugniß des Heldenthums dieser jungen Männer war: das blieb unbemerkt im allgemeinen Eindruck einer militairischen Scene, die an Glanz und Mannichfaltigkeit der Uniformen, wechselnd in europäischem und orientalischem Geschmack, bei dem Schall der vollständigen Militairmusik, bei dem wahrhaft martialischen Ansehen dieser gebräunten, wetterharten Gesichter, und der Eigenthümlichkeit der Bewaffnung, seines Gleichen nicht wiederfindet.

Wie im Dunstmeer einer brennenden Wüste ver-

schwamm der ferne Horizont den Blicken; nur hier und da in weiter Ferne tauchten Höhen und Gebirge herauf, die überstiegen werden mußten auf dem Zuge nach Constantine. — Das Alles erhöhte die Macht der Genüsse und gab den Seelen den Aufschwung der Poesie.

. . . . . .

Am folgenden Tage setzte sich die Armee in Marsch. Man wußte aus schrecklicher Erfahrung, daß die Ebenen, welche das Heer Tagelang durchschreiten mußte, völlig nackt sind. Man findet dort weder Bäume noch Gesträuch zum Bivouacfeuer. Deshalb mußte jeder Soldat außer seinem Gebäck noch ein kleines Bündel Reisig oder Holz tragen. Die Bürde war sehr schwer; denn sie umfaßte das Bedürfniß an Lebensmitteln auf 12 Tage, 120 Patronen, einen Vorrath von Zucker, Salz' Kaffee und die Patrontasche. Außerdem führte jeder Mann ein langes Rohr, worauf er sich stützte und in der linken Hand das Gewehr.

Gleichwohl beseelte Alle eine moralische Kraft, die über jede Anstrengung siegte. Alle Reihen durchglühte Kampflust und kriegerische Ungeduld.

Aber schon der erste Marschtag brachte mancherlei Beschwerden.

Bedeutende Höhen gab es zu übersteigen, Luftschichten mußten durchdrungen werden, die feucht waren und im-

mer kälter wurden. In dem Passe von Ras-el-Akba fing es an zu regnen. Bald wurde es den Fahrzeugen sehr schwer, sich auf dem erweichten Boden fortzuschleppen.

So schienen sich die finstern Ahnungen des vorigen Jahres zu wiederholen und Traumbilder begleiteten das Heer die ganze Straße entlang. In dem Maße, als die Armee vorschritt, entflohen die Araber. Sie ließen zwischen sich und den französischen Colonnen nur Verwüstung und Einöde zurück.

Von Strecke zu Strecke bezeichneten glühende Rauchwirbel die Stätte, wo Strohschober angezündet waren.

Am 5. October erreichte das Heer den Gipfel eines Hügels, auf dem sich die Ruinen eines römischen Denkmals erhoben. Von da aus erblickte man zur Linken ein arabisches Lager, zur Rechten die Ebene von Constantine.

Hier sah Emil zum zweiten Male Marie Morel im Gefolge ihres Vaters. Jetzt in männlicher Kleidung, in einen rothen, mit Gold gestickten Burnus gehüllt. Da ihr Geschlecht bekannt war und sie sich selbst durch die Schönheit ihrer feinen Gesichtszüge und ihres gelockten Haares verrieth, so war Marie von einem Schwarm von Offizieren umgeben. Bald darauf theilte sich der Haufen und ein Reiter von schöner Figur mit einem vollen schwarzen Barte begrüßte die Amazone,

die ihm der Generallieutenant Morel als seine Tochter vorstellte und sagte ihr einige Artigkeiten.

Das war der Herzog von Nemours, der den Zug nach Constantine als Befehlshaber der ersten der vier Brigaden, in welche das Heer getheilt war, mitmachte.

Marie schien ihm auf eine Weise geantwortet zu haben, welche den französischen Prinzen lebhaft für sie interessirte. Ihre Unterhaltung dauerte lange und war sehr animirt. Zum ersten Male in seinem Leben beschlich Eifersucht das Herz des jungen Mannes und dieses Gefühl war nicht wenig geeignet, die tiefe Leidenschaft, die er immer noch für seine schöne Verfolgerin hegte, noch bedeutend zu verstärken.

Schweigend drückte er seinem Freunde Rudolph die Hand, der ihn verstand, und so entfernten sie sich Beide von einem Anblick, der ein liebendes Herz nur mit Bekümmerniß erfüllen konnte.

. . . . . .

Hier war der Ort, wo die Unfälle des vergangenen Jahres ihren schrecklichen Charakter angenommen hatten. Dort waren Hunderte vor Kälte und Nässe umgekommen. Hier floß der Oued-Akiminim, der, durch Regenfluthen angeschwollen, dem Marschall Clauzel so beklagenswerthe Hindernisse entgegengestellt, und da war die Stelle, wo Emil und Rudolph den Generallieutenant Morel und seine schöne Tochter aus den Fluthen gerettet hatte.

Ohne Zweifel hatte auch sie diese Stelle bemerkt und Emil fand eine Art von Genugthuung in dem Gedanken, daß dieser Umstand in ihrer Seele eine vielleicht dankbare Erinnerung an ihn auffrischen werde.

Er wußte nicht, was sie selbst fühlte und litt bei dieser Erinnerung, wie in ihrem Herzen er immer reiner dastand in der Glorie der Unschuld und wie immer schmerzlicher der Vorwurf wurde, den sie sich selbst zu machen hatte, ihn schuldlos verdammt zu haben. Während ihr Vater den vermeintlichen Frevler an dem Glück und dem Frieden seiner Tochter unversöhnlich haßte und von keiner Rechtfertigung hören wollte, wurde in ihrem Gedächtniß das Bild jener Schreckensnacht, wo sie in ihrem Schlafgemach überfallen war, immer unsicherer und schwankender und sie wußte kaum, ob sie jetzt noch im Stande sein würde darauf zu schwören, daß sie seine Person wirklich erkannt habe.

. . . . . .

Auch an der Stelle kam der Heereszug vorüber, wo man auf dem vorigen Zuge das Gepäck hatte im Stiche lassen müssen. Die Soldaten nannten es das Kothlager.

Jeder Schritt nach Constantine hin erweckte ein schmerzliches Gefühl. Mehr als einmal strauchelte der Fuß über Gebeine, die keinen Namen mehr trugen, aber an das Vaterland erinnerten.

Am 6. October 1837, früh Morgens 9 Uhr, bekränzte die erste Colonne die Hochebene von Mansurah.

Kaum waren sie dort aufgestellt, als sich aus der Mitte der Festung ein heftiges Geschrei erhob. Deutlich unterschied man die durchdringende Stimme der Weiber.

Dreihundert türkische Schützen unter den Aloestauden versteckt, welche die Abhänge der Schlucht bedecken, empfingen die Franzosen mit einem ebenso lebhaften als unerwarteten Feuer.

Die Zuaven aber, Emil und Rudolph an der Spitze, schwangen sich hinüber, trunken vom Pulvergeruch und wüthend voll Kampflust, und augenblicklich floh der Feind in Unordnung in die Stadt.

Die Vorkehrungen zur Belagerung konnten nun getroffen werden.

Man hatte die Ueberzeugung gewonnen, daß der Angriff auf die Stadt nur von der Hochebene von Koudiat-Aty aus unternommen werden könne.

Gleichzeitig sollten drei Batterien groben Geschützes auf der Höhe von Mansurah aufgepflanzt werden, welche die gegen den Angriffspunkt gerichteten feindlichen Batterien der Länge nach bestreichen würden.

So wurde denn auch Alles angeordnet.

Nun überschritten die dritte und vierte Brigade,

welche General Rulhières commandirte, unter dem Feuer der Festung den Rummel und stellten sich auf dem Koudiat-Aty auf.

Ueberall begannen die Arbeiten, die allein unter dem Schirme eines unerschütterlichen Muthes standen. Denn nicht genug war es, daß die Araber von den Höhen der Wälle herab Tod und Verstümmelung unter die Arbeiter schleuderten; während Ahmed-Bei von Hügel zu Hügel schlüpfend seine Reiter auf die französischen Bataillone warf, brachen Türken und Kabylen aus dem Innern von Constantine hervor und stürzten sich brüllend vor Wuth gegen die verschiedenen Punkte der um sie her gezogenen Kreislinien.

Dazu kam noch, daß auch jetzt die Elemente, wie im Jahre 1830, gegen die Franzosen eine feindselige Macht wurden.

Auch jetzt wieder ergoß sich der Regen in Strömen, die leichten, über den Rummel geschlagenen Verbindungsbrücken wurden fortgerissen. So enthielten die Erdsäcke, welche die Soldaten einander zureichten, wenn sie an den Ort ihrer Bestimmung kamen, nur wässerigen Schlamm. Auf Mansurah, wo das in Moder verwandelte Erdreich dem Geschütz keine feste Unterlage gewähren konnte, stürzten drei Kanonen in den Abgrund, die nur durch übermenschliche Anstrengung der Zuaven,

unter ſtetem Kugelregen der Feinde, wieder emporgebracht werden konnten.

Generallieutenant Morel befehligte dieſes Manöver und Emil, ſo wie Rudolph, obgleich ſie als Offiziere perſönlich vonden Handarbeiten befreit waren, zeichneten ſich dabei ſo aus durch Kraft und Muth und richtige Anwendung mechaniſcher Kräfte, daß der Generallieutenant nicht umhin konnte, ſie öffentlich darüber zu beloben.

Finſter und ſchweigend hörten ſie dieſes an und kehrten zu ihren Beſchäftigungen zurück.

Nirgends mehr gab es Hafer und Heu für die Pferde. Die zur Beſpannung der Geſchütze Gehörigen erhielten, als die unentbehrlichſten, täglich nur ein Drittheil ihrer Ration an Gerſte. Man ſah, wie die ausgehungerten Maulthiere die Munitions-Karren benagten.

Hinter der Front, wo Marie bei der Ambulance, auf Befehl ihres Vaters, den Ausgang des Kampfes abwarten mußte, ſah man, wie ſie ſich den Schiffszwieback und den Reis, faſt ihre einzige Nahrung, entzog, um ihrem geliebten arabiſchen Pferde das Leben zu friſten.

Die Sturmnächte, die es gab, waren fürchterlich und todbringend. Die Soldaten lagen im Waſſer; einigen war es vergönnt, ſich auf zuſammengetragenen Kieſelſteinen auszuſtrecken. Andere drangen in den Friedhof von Koudiat-Aty und ſchliefen unter den Grabgewölben.

Unter diesen befanden sich Emil und Rudolph. Nach einer langen dunkeln Nacht erwachten sie schaudernd vor Frost; da richtete sich zuerst Emil auf, neben ihm lag noch ein schlafender Mensch, dicht in seinen rothen Burnus gehüllt. Durch die Bewegung des Erstern erwachte auch der Letztere. Ein Lichtstrahl der Morgenröthe erhellte sein Antlitz. Es war fein und schön, von dunklen Locken umwallt, da starrten sich Beide einander an. Und gleichzeitig riefen der Eine — Emil! und der Andere: — Marie!

Der Augenblick war überwältigend.

— Zürnst Du mir noch, Emil? — Zweifelst Du noch, Marie? — so fragten Beide gleichzeitig und mit dem Ausruf: — nein, nein! sanken Beide einander in die Arme.

Es war ein langer, heißer Versöhnungskuß. Thränen flossen von beiden Seiten. Das Gefühl in jeder Brust war überschwenglich, mit Worten nicht auszudrücken.

— O könnte ich nur meinen Vater überzeugen von Deiner Schuldlosigkeit, wie ich es selbst bin. Er fordert Beweise gegen Beweise. O die unglücklichen Briefe, an denen Du sicher unschuldig bist!

In diesem Augenblicke rief die Trommel zur Reveille. Gewehrfeuer knackerte ringsum. Es war keine Minute mehr zu verlieren.

Mit einer raschen Umarmung sagte ihr Emil: — Beobachte genau Deine Umgebung, Marie, der Betrüger muß enthüllt werden; es gilt mehr als meinem Leben, meiner Ehre und meiner Liebe.

— Ich folge Euch, — entgegnete Marie Morel, — ich habe meinen Vater verloren. Wem sollte ich mehr vertrauen als Dir, mein Emil, ich begleite Dich in die Schlacht.

— Um Gott nicht, Deine Gegenwart würde mich zittern lassen für Dein Leben, Dein Tod würde den meinigen zur Folge haben.

— Nein, nein! — rief Marie, — schone Dein Leben, Emil, erhalte Dich für mich! Der Himmel wird die Bosheit noch enthüllen, die uns trennt.

Damit waren Beide aus dem Grabgewölbe herausgetreten in's Freie. Eben begann mit furchtbarem Dröhnen die Kanonade des schweren Belagerungsgeschützes auf Mansurah! Ein Freudengeschrei rollte durch das ganze Heer. Der französische Soldat ist nicht geeignet, langwierige Mühseligkeiten zu ertragen, dagegen im raschen Besiegen jeder Gefahr ist er voll stürmischen Muths.

So auch jetzt. Man zweifelte nicht an baldiger Eröffnung einer Bresche und freute sich auf den mörderischen Sturm, der dann folgen werde; aber wenig war damit gewonnen, wenn an dieser oder jener Stelle

das Feuer der Festung zum Schweigen gebracht war, oder wenn die schweren Eisenbälle der Franzosen hier und da die Schießscharten der Feinde auskerbten.

. . . . . .

Die Thore blieben verschlossen, in der Stadt zeigte sich keine Unruhe; ungeduldig forderten die Soldaten zum Sturm geführt zu werden. Doch um ihn möglich zu machen, mußten erst die Arbeiten an der Breschbatterie, welche die ungünstige Witterung unterbrochen hatte, vollendet werden. Man mußte das aufgeweichte, unebene und zerrissene Erdreich von Koudiat-Aty für die herbeizuschaffenden Vierundzwanzig- und Sechzehnpfünder eben und fest machen.

Auch das wurde vollbracht; so groß war die Macht des muthigen Willens!

Nun aber drangen die Araber von allen Seiten aus der Stadt. Es gelang ihnen, mit Hülfe der Ueberhänge des Bodens, bis zu dem Fuß der Brustwehren, welche die Belagerer deckten, vorzukriechen.

Da traf so eben General Damrémont in Begleitung des Herzogs von Nemours zur Stelle ein. Er befahl den Soldaten, über die Brustwehr zu springen.

— Zum Bajonnet! — riefen die Franzosen und die Brustwehren waren frei. Die Araber wurden von Absatz zu Absatz geworfen und nach Constantine zurückgedrängt.

Bei dieser Bewegung bemerkte General Damrémont unter den Zuaven zwei junge Männer, die sich durch Kühnheit, Kraft und Löwenmuth ausgezeichnet hatten. Er ließ sie vortreten und belobte sie öffentlich. Und da er sah, daß ihre Brust noch nicht decorirt war, nahm er von der eignen Brust das Kreuz der Ehrenlegion, ließ sich von dem Generallieutenant Morel, der hinter ihm hielt, ein zweites geben und überreichte beide Decorationen den jungen Männern, zur Belohnung ihrer Tapferkeit.

— General, — sprach Rudolph, — ich bin ein Fremder und that nur meine Schuldigkeit als Soldat der französischen Armee, aber ich bitte mir eine Sendung zu geben, die Muth erfordert, indem sie mich mitten in die belagerte Stadt hinein führt. Dann erst werde ich selbst mich für würdig halten, dieses Kreuz zu tragen.

— Seltsam, — lächelte General Damrémont, — nun, ich werde es Ihnen aufheben, und Ihnen einen Auftrag geben, bei dem man Ihnen den Kopf abschneiden wird; dann wird man dieses Ehrenkreuz Ihrer Leiche auf die Brust heften, wenn man sie finden wird.

— Sehr wohl, mein General. —

— Melden Sie sich im Hauptquartier.

— Zu Befehl!

— Nun und auch Sie, — damit wendete er sich gegen Emil, — weisen mit einer schweigenden Bewegung das Ehrenkreuz zurück? —

— Mein General, — entgegnete er voll tiefer Bitterkeit, — dieses Kreuz darf keine mit Schande bedeckte Brust tragen. Ich setze meinen Stolz darin, ungerecht erduldete Schmach offen darzulegen. Man hat mich unschuldig verurtheilt; der König hat mich begnadigt, aber das genügt nicht, um meine Ehre wieder herzustellen, ich verlange eine Revision meines Prozesses, ich heiße Emil de la Roncière!

Bei der Oeffentlichkeit des Gerichtsverfahrens in Frankreich machte dieser berüchtigte Name eine unbeschreibliche Wirkung. Mehr als eine Stimme rief, mit dem Ausdruck von Abscheu und Verachtung, diesen entsetzlichen Namen: de la Roncière. . . . . .

— Der Ausspruch der Geschwornen, — sprach der General mit finsterem Ernst, — ist unwiderruflich, wie ein Schicksalsspruch.

— Aber er ist unschuldig! — rief aus dem Hintergrunde der versammelten Suite eine weibliche Stimme, — ich schwöre darauf bei der heiligsten unbefleckten Jungfrau Maria, meiner allergnädigsten gebenedeiten Schutzpatronin.

— Schwöre nicht, Unglückliche! — rief der Generallieutenant Morel.

— Ich bin Marie Morel! — rief sie. Ich habe ihn angeklagt; aber man hatte mich durch Beten und Kasteien und durch die furchtbarste Intrigue zum Wahnsinn gebracht. So habe ich unbewußt falsches Zeugniß gegeben.

— Hören Sie nicht auf dieses unsinnige Kind, meine Herren, — sprach Morel, — eine unglückliche Liebe zu jenem Ungeheuer hat ihr eine Gemüthskrankheit zugezogen, in welcher sie irreredet.

— Hoheit! — flehte Marie den Prinzen an, — Sie haben mir Güte erwiesen mit Worten, thun Sie es auch mit Werken. In Ihrer Hand liegt die Beruhigung meines Gewissens. Ich beschwöre Sie darum, Ihrem Vater dem Könige den Fall vorzutragen und ihn zu bitten, daß er statt einer beklagenswerthen Begnadigung, die keine zertretene Ehre wieder herstellt, die Revision des Prozesses gegen Emil de la Roncière anordne und sollte er deshalb ein Gesetz vor die Kammern bringen, und sollte ich selbst als falsche Anklägerin lebenslang im Zuchthause sitzen müssen.

Ihre flehende Bitte war so beredt, ihre eigne Seelenangst sprach sich so rührend aus, ihre schönen Augen glänzten in Thränen, ein Blick auf Emil geworfen strahlte in Liebe; und so wurde der Herzog von Nemours bewegt, mit ihm alle Umstehenden.

— Beruhigen Sie sich, — sprach der Prinz, —

ich werde über diesen Fall mit dem Justizminister reden. Was die Gesetze irgend gewähren, wird geschehen, es ist ja am Ende der höchste und schönste Beruf der Könige, wieder gut zu machen, was menschliche Irrthümer verschuldeten. Uebrigens ist es mein Wunsch und mein Wille, daß Niemand dem unglücklichen La Roncière, bis zu der endlichen Entscheidung seiner Sache, seine Verurtheilung vorwerfe. Er ist einer der tapfersten Soldaten des Heeres, Generallieutenant Morel hat mir angezeigt, daß er und dieser junge Deutsche ihm dreimal das Leben gerettet habe. Ich lege meinen Degen auf sein Haupt zum Zeichen, daß ich ihn für einen Ehrenmann halte und hoffe, seine Kameraden werden das anerkennen und ihm die Hand reichen.

Der Prinz that, wie er angekündigt hatte, die umstehenden Offiziere, selbst vom höchsten Range, reichten ihm die Hand. Jüngere Offiziere umarmten ihn. Der Name La Roncière hatte alles Verabscheuungswürdige verloren und wurde nur noch mit Bewunderung und Begeisterung genannt. Die rührende Fürbitte des schönen jungen Mädchens hatte alle jungen Gemüther mit Sympathie und Glauben an seine Unschuld erfüllt.

Nur der General Morel wandte ihm den Rücken. Dieser alte Eisenkopf war nicht auf andere Meinung zu bringen. Er konnte Emil nicht schuldlos finden, ohne seine eigne Tochter zu verdammen und das gab seine

Liebe für sein Kind nicht zu. Zwischen den Zähnen murmelte er: — Der Ausspruch der Geschwornen ist unwiderruflich! — und ritt davon, indem er seiner Tochter durch einen strengen Wink gebot, ihm zu folgen.

— Meine Freunde, — sprach General Damrémont jetzt zu seinen Umgebungen, — Sie sehen, die Breche ist practicable, nichts steht einem Sturm mehr entgegen. Allein die Menschlichkeit verlangt eine so mörderische Scene nicht zu beginnen, ohne den Feind noch einmal aufgefordert zu haben. Ich werde ihm einen Parlamentair senden; aber diese Barbaren würden das weiße Tuch des Feindes nicht achten, und auf die französische Uniform schießen, wenn wir nicht einen Muselmann senden. Haben wir keinen Gefangenen disponible für diesen Dienst?

— Mein General, — sprach Rudolph, indem er vortrat, — ich erbitte mir diesen Auftrag, es ist der, den ich gewünscht habe, um den Orden der Ehrenlegion zu verdienen.

— Sie werden sich dem Tode weihen, mein junger Freund! — sprach der General, — wenn man entdeckt, daß Sie ein Christ sind, und diese Entdeckung kann nicht ausbleiben.

— Wenn ich falle, so werde ich auf dem Bette der Ehre sterben, mein General; ich heiße Rudolph von Hochwald!

— Der Name meines Freundes und Lebensretters aus Deutschland! — rief Graf Damrémont, — der mich mit eigner Lebensgefahr verbarg, als Kosaken die kleine Besatzung der Stadt, in der ich lag, überrumpelt hatten . . . . .

— Das war mein Vater. Ich war damals noch Knabe.

— Du warst der Knabe, der mir Lebensmittel in das Versteck brachte.

— Ja, mein General, ich hatte die Ehre.

— Sei mir freudig begrüßt, Sohn meines Freundes und Retters! — rief der Feldherr, indem er ihn umarmte, — nun aber würde ich Verrath an der Freundschaft begehen, wollte ich Dich auf einen Posten stellen, der Dich dem Tode weihen würde.

— Mein General, ich bin ein Verbannter aus meinem Vaterlande, ein politisch Verfolgter, ich habe Alles verloren, was das Herz bewegt; das Leben hat keinen Werth mehr für mich, ja, um Alles zu sagen, in Constantine, im Harem des Tyrannen, harrt meine mir geraubte Geliebte. Mein Herz zieht mich hin, wohin mich die Ehre ruft. Zudem rede ich türkisch und kenne die Gebräuche der Moslemim.

— So geh' mit Gott. Dort liegt ein todter Muselmann. Hülle Dich in dessen Kleidung. Mein Adjutant wird Dir die schriftliche Aufforderung an den

Commandanten der Festung zustellen, sich zu ergeben, widrigenfalls die Besatzung über die Klinge springen würde.

. . . . . .

Bald darauf sah man einen jungen Muselmann aus den Reihen der Franzosen auf die Stadt zu schreiten. Er schwenkt in der einen Hand ein Papier; in der andern eine weiße Fahne. Die Belagerten werfen ihm Seile zu und ziehen ihn auf den Wall empor. Es ist Rudolph von Hochwald, der Abgeordnete der Franzosen.

Man verbindet ihm die Augen und führt ihn in den Palast des Dey von Constantine.

Ahmed Bey befand sich nicht in der Stadt, sondern im freien Felde bei den Schaaren von trefflicher Reiterei, welche die Franzosen fortwährend beunruhigte. — Sein Minister oder Vezier war mit der Vertheidigung von Constantine beauftragt. In einem der innern Höfe, wo der Aufgang zu den Bureaus der Ministerien sich öffnete, nahm man dem Abgesandten die Binde von den Augen. Rudolph sach sich rings von Marmorcolonnaden umgeben. Ein Springbrunnen erhob sich in der Mitte aus einem Bassin von Marmor. Die obere Gallerie war mit dem feinen vergoldeten Gitterwerk verschlossen, welches in türkischen Häusern das Harem der Frauen verbirgt. Den Aufgang dorthin, in der untern Gallerie

hielten schwarze Verschnittene, mit gezogenen breiten, gekrümmten türkischen Säbeln, besetzt.

Rudolph wagte es, einen Blick hinauf zu werfen; oben hinter dem Gitter ertönte der Aufschrei einer weiblichen Stimme. Rudolph glaubte die seiner Geliebten erkannt zu haben. Die Hände, wie zum Gebet hochhaltend, rief er in neugriechischer Sprache: — Hoffe auf Erlösung! — wir werden als Sieger eindringen und Dich befreien! —

— Hund von einem Ungläubigen, — schrie in diesem Augenblicke ein schwarzer Verschnittner und sprang mit seinem geschwungenen Yatagan auf ihn ein.

— Er ist ein Spion, ein Spion, schlagt ihn todt! — riefen mehrere Türken und Araber, die im gedrängten Haufen umherstanden.

Jetzt aber erst war dem jungen Deutschen sein Leben lieb. Er wünschte es zu erhalten, um seine geliebte Aïcha befreien zu können und so rief er in türkischer Sprache denn aus: — Allah il Allah! Gott ist groß und Mohammed ist sein Prophet! Ich aber sprach früher nur eine Beschwörungsformel, damit das Werk der Unterhandlung gelinge; denn im Fall des Nichtgelingens haben mir die Franzosen den Tod geschworen.

Die türkischen Wachen, welche ihn hierher geleitet hatten, verhinderten jede Gewaltthat. Mit Geschrei führte ihn die Menge vor den Vezier, bei dem der Kadi

und mehrere hohe Beamte versammelt waren. Der Vezier, ein kluger und strenger Mann, erkannte auf den ersten Blick, daß er keinen Muselmann vor sich habe.

— Ghiaur! — fuhr er ihn an, — Du bist kein Rechtgläubiger, Du bist ein Franke.

— Ja, Herr, ich bin ein Franke aus Deutschland, — entgegnete Rudolph mit Ruhe, — ich wählte die Verkleidung, weil man mich in französischer Uniform erschossen haben würde, ehe ich meinen Brief abgeben konnte. Hier ist er, nun thut, was Euch beliebt, ich stehe in Eurer Gewalt.

— Du hast den Namen des Propheten gemißbraucht, — sprach der Kadi, ein alter weißbärtiger Türke von feinen, scharfen Gesichtszügen, — Du bist des Todes würdig! —

Schon blitzten hinter ihm die Yatagans der Eunuchen, denn die Türken sind gewohnt einen Richterspruch augenblicklich zu vollstrecken; da gebot der Vezier:

— Er bleibe leben, damit er unsere Botschaft bringe. Sag' den Franken, die Dich senden, Du ungläubiger Hund: sollten sie kein Pulver und kein Brod mehr haben, so werden wir es ihnen geben. Wir wollen unsere Häuser und unsere Stadt bis auf das Aeußerste vertheidigen. Nicht eher wird man Constantine nehmen, bis sein letzter Vertheidiger getödtet sein wird. — Nun

führt ihn zurück; Tod sei dem, der ihm ein Haar krümmt.

Mit dieser hochherzigen Antwort kam Rudolph im Hauptquartier des Generals Damrémont wieder an.

— Auf denn zum Sturm! — gebot dieser. — Zuvor aber noch eine Recognoscirung, um die speciellen Anordnungen treffen zu können.

. . . . . .

Seit dem Anfange der Belagerung hatte Damrémont Alles wie ein erfahrener General geleitet. Dieser Umstand, den jeder Militair anerkannte, erfüllte das Heer mit Vertrauen.

Nie hatte General Damrémont aufgehört, sich selbst als Soldat bloßzustellen. Er wußte; wie viel der persönliche Muth des Feldherrn auf den Geist der Soldaten vermag.

Man sah ihn in den, dem Feuer der Feinde am meisten ausgesetzten Verschanzungen mit ernstem Nachdenken, aber mit einem Schritt, der jede Gefahr zu suchen schien, umhergehen. Man glaubte, daß er entschlossen sei zu sterben, wenn das Geschick zum zweiten Male dem französischen Heere seine Gunst versage.

Glücklicherweise war der Sturm möglich geworden und der Erfolg ließ sich nicht mehr bezweifeln.

Voll Hoffnung und von einer kleinen Zahl seiner Offiziere begleitet, begab sich General Damrémont, der

Festung gegenüber, auf die Höhe von Koudiat-Aty. Auf einer sehr ausgesetzten Stelle blieb er stehen, um die Bresche zu betrachten.

— Sehen Sie sich vor, — warnte General Rulhières, der ihm entgegen gegangen war; die Feinde können uns hier auf's Korn nehmen.

— Gleichviel, — antwortete Damrémont kaltblütig.

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als man ihn, von einer Kanonenkugel getroffen, rückwärts niederstürzen sah.

General Perrégaul, der sich über ihn hinbeugte, ward von einer Flintenkugel am Kopfe getroffen. Auch Generallieutenant Morel, der mit einem Perspectiv in der Hand beobachtend in der Nähe stand, wurde schwer verwundet zu Boden geworfen. Der Aufschrei eines jungen Mädchens, das, im Hintergrunde stehend, ebenfalls dem Feuer ausgesetzt sich an der Seite ihres Vaters niederwarf, um mit ihrem Tuch das strömende Blut zu stillen, rief mehrere Soldaten herbei; unter diesen auch Emil und Rudolph, welche den verwundeten Generallieutenant Morel mitten durch den Kugelregen zurücktrugen in das Ambulance-Lazareth, welches hinter einem Hügel aufgestellt gesichert war gegen das feindliche Feuer.

Der Generalgouverneur, Graf Damrémont, wurde

von den Zeugen seines glorreichen Todes mit dem Gefühl der Ehrfurcht aufgehoben und wenige Augenblicke nachher trug man seinen blutigen Leichnam, in einen Mantel gehüllt, mitten durch das Heer.

Viele Soldaten beweinten ihren Führer; Alle priesen ihn glücklich wegen seines ruhmvollen Todes. Im Oberbefehl folgte ihm zunächst der Generallieutenant Valée. Er war ein Mann von großen militairischen Talenten, beliebt durch sein gerades soldatisches Wesen im ganzen Heer. Unter Beifallsruf und mit lauter Begeisterung empfingen die Truppen die Benachrichtigung, daß Morgen mit Tagesanbruch der Sturm auf Constantine beginnen solle.

. . . . . .

Es war ein Freitag, ein Tag, den die abergläubige Meinung der Araber für unheilbringend hielt. Man hatte ihnen prophezeihet, daß an einem Freitage die Christen einen großen Sieg über sie davontragen würden. Demungeachtet bereitete man sich in Constantine zu einer verzweifelten Gegenwehr vor. Die Franzosen dagegen waren voll freudiger Siegeshoffnung, weil Mann gegen Mann kämpfen sollte.

Schon Abends vorher waren die zum Sturm bestimmten Truppen in drei Heersäulen unter den Befehlen des Obristlieutenants Lamoricière, der Colonels Combes und Corbin abgetheilt worden.

Um sieben Uhr Morgens wird das Zeichen zum Angriff gegeben. Bei dem Wirbeln der Trommeln schlagen aller Herzen ungestüm und freudig.

Gerade an diesem Tage strahlte die Sonne unbewölkt vom Himmel herab. Das galt als ein gutes Zeichen. Unter den Befehlen des Obristlieutenant Lamoricière, erklimmt die erste Colonne, mitten im heftigsten Kugelregen, im vollen Lauf den Wall.

Schon sind die Zuaven auf der Bresche. Rudolph wüthete wie ein kämpfender Löwe unter den blutgierigen Feinden. Mit dem Degen sich Bahn brechend, war er der Erste, der dem niedergeschossenen Fahnenträger die dreifarbige Fahne entrissen hatte und sie auf der Höhe des Walles aufpflanzte. Ein lautes tausendstimmiges Freudengeschrei begrüßte dieses Zeichen des Sieges. Emil war der Zweite, der die Fahne vertheidigen half, bis die Massen der Seinigen herandringen konnten.

Nun ging es weiter. Allein mitten im Siege war der Tod in Masse verborgen.

Während die bärtigen Sappeurs vom Geniecorps sich links und rechts an der Mauer hin einen Weg bahnen, sehen sich ihre Gefährten, die Zuaven, von Emil und Rudolph geführt, da die Offiziere der Compagnie geblieben waren, vor einem Labyrinthe von zerstörten Häusern und geheimnißvollen Sackgassen. Ein Hagel

von Kugeln bricht aus diesen Ruinen hervor. — Vorwärts, Kameraden! — rief Rudolph, — vertreiben wir den Feind aus diesen vermaledeiten Nestern von Stein.

Und mit gefälltem Bajonnet stürmte er voran, Emil an seiner Seite.

Plötzlich stürzte eine Fläche der Mauer zusammen, die eine große Anzahl der Zuaven verschüttete und erstickte.

— Vorwärts, Kameraden, wer noch lebt, um die Todten zu rächen! — rief Rudolph und weiter ging es im rasenden Sturmlauf. Die gefallen waren, wurden in jedem Augenblick durch die Nachfolgenden ersetzt. Da springt eine Mine. Eine Feuer- und Rauchsäule, unter dumpfem Krachen, wallet empor und wunderbare, grausenvolle Erscheinung! ein Theil der Soldaten fühlt, wie ringsherum die Luft brennt; sie athmen Feuer; ein brennender, stechender Schmerz durchzuckt sie; wie Zunder fallen ihnen die verbrannten Kleider vom Fleische. Selbst die Augenlider sind verbrannt und ewige Nacht umgiebt die Erblindeten. Einen herzzerreißenden Anblick gewähren diese Unglücklichen. Einige verfielen in Wahnsinn und waren so entstellt, daß selbst ihre Freunde Mühe hatten sie wieder zu erkennen. Wie Gespenster trieben sie sich unter den Kämpfenden umher und wurden entweder niedergemetzelt oder mitleidig zurückgeführt.

Unter den Wenigen, welche dieser Feuertaufe mit nur geringen Verletzungen entgangen waren, befanden sich Emil und Rudolph.

. . . . . .

Von allen Seiten hatte sich Constantine den Wogen der Stürmenden geöffnet. Unerschrockene türkische Kanoniere lagen todt am Fuße einer der eroberten feindlichen Batterien. Man kämpfte von Thor zu Thor durch die dunklen Straßen hin, die so eng waren, daß sich in der Höhe die flachen Dächer der gegenüber stehenden Häuser fast berührten. Die Franzosen stürmten vorwärts mit gefälltem Bajonnet, Alles vor sich hertreibend und Alles durchsuchend.

Ueberall verschwanden die Zeichen der türkischen Herrschaft. Ahmed's Fahnen, Halbmonde und Roßschweife wurden nach und nach durch die dreifarbigen Fahnen ersetzt.

Alles erscholl ringsum vom Getümmel des Kampfes und bald gab es nichts mehr als Sieger und Todte oder Sterbende und Trümmer ringsum.

Von den rauchenden Ruinen ertönten entsetzliche Flüche oder ersticktes Geschrei. Die schreckenbleiche Bevölkerung hatte sich ordnungslos nach der, dem Angriff entgegengesetzten Seite geflüchtet. Hier sammelte und drängte sich hinter der Casbah, dem Palast des Dey, die heulende Menge. Hier aber war es furcht-

bar, grausenvoll; es vergrößerte sich mit jedem Augenblick die Masse der Fliehenden. Männer und Weiber und Kinder, Alles durch einander drängt und stößt sich zum jähen Abhang einer senkrechten Felsenmauer, an deren Fuß unten in Schwindel erregender Tiefe der Rummel zwischen Felsblöcken schäumt. Und mit durchdringendem Angstgeschrei stürzt eine verworrene Masse von Greisen, Weibern und Kindern hinab in die schreckliche Tiefe. Die Wenigen, die noch versucht hatten an Seilen sich hinab zu lassen, hatten kein besseres Geschick, die Seile rissen oder gingen los von der übereilten Befestigung und sie stürzten hinab auf Haufen von zerschmetterten Leichen. Blutgeruch erfüllte die Luft.

. . . . . .

Dieser schaudervollen Scene hatten Emil und Rudolph nicht beigewohnt. Sie waren nicht unter denen, die mit dem Bajonnet die Wehrlosen zu diesem entsetzlichen Uebergang getrieben hatten, sie waren indeß mit einer kleinern Abtheilung der Zuaven in die Casbah gedrungen.

Den Eingang in diesen Palast des Bey hielt nur noch ein Mann besetzt, hinter welchem ein dunkles Gewühl schwarzer Verschnittener und niedriger Negersklavinnen bei dem Anblick der französischen Soldaten ein furchtbares Geheul erhoben. Jener eine Mann war

der Vezier und Stellvertreter des Bey. Alle Soldaten, alle hohe Beamte seines Divans hatten ihn in feiger Flucht verlassen; die schwarzen Sklaven heulten ihr: Aman, Aman! — Gnade, Gnade! — nur der Vezier schwang seinen Yatagan. Die Zuaven fällten die Bajonnette und da diese weiter reichten, als der kurze Säbel, der ihm zur Abwehr diente, so wäre es in einem Augenblick um ihn geschehen gewesen, hätte nicht Rudolph vorspringend sie zurückgehalten und ihm türkisch zugerufen: — Ergieb Dich, Moslem, Du retteteſt einst mein Leben, ich rette Dir das Deinige und verbürge Dir ehrenvolle Gefangenschaft.

— Ihr Ghiaurs, — rief der alte Türke, — sollt mich weder tödten noch gefangen nehmen; aber nur ein Feiger überlebt seine Schmach!

Damit stieß er sich, ehe man es hindern konnte, den handbreiten Dolch in die Brust und über seine Leiche hinweg stürzten sich Rudolph und Emil in das Harem des Dey, von dem herab durch die vergoldeten Gitter ein Mark und Gebein durchdringendes Nothgeschrei von weiblichen Stimmen ertönte.

Rudolph zweifelte nicht, daß schon eine Abtheilung französischer Soldaten oder arabischer Hülfstruppen ihm zuvorgekommen sei und dort entsetzliche Rohheiten übe. Mit Kolbenstößen warf er das knieende schwarze Gesindel auseinander, das ihm den Weg versperrte und in raschen

Sprüngen war er die enge Wendeltreppe von Marmor hinaufgeeilt und sah mit starrem Entsetzen ein schwarzes entmanntes Ungeheuer, den Obersten der Verschnittenen, Oberaufseher des Harems, mit bluttriefendem Yatagan wüthen unter den hülfeschreienden und knieenden Weibern des Despoten von Constantine, indem er einer nach der andern mit grausiger Geschicklichkeit den Kopf abschnitt.

Das geschah ohne Zweifel nach geheimen Befehlen des Dey. Eben hatte er die Schönste von allen, ein blühendes junges Weib von der classischen Schönheit einer griechischen Antike bei den langen rabenschwarzen Haarflechten gepackt und zu Boden gerissen; schon schwang er das breite Messer und noch einen Augenblick, so war es geschehen; da fuhr ihm das Bajonnet eines Zuaven zwischen den Schultern hinein durch die Brust und mit einem Aufschrei der Freude erkannten und umarmten sich die Liebenden — Rudolph und Aïcha.

Welche Wonne mitten unter Mordscenen der entsetzlichsten Art! Aber die Zeit drängte. Die beiden Freunde überließen es den noch stürmenden Soldatenhaufen, den Palast des Dey nach Schätzen zu durchsuchen; sie stellten aber sich selbst als Sauvegarde vor die Gemächer der Frauen, welche später auf Befehl des Obergenerals dem Mufti zur Aufsicht übergeben wurden. Auch Aïcha wurde auf diese Weise von ihrem Geliebten getrennt.

Die Reclamation desselben, daß diese bewunderte Schönheit seine ihm geraubte Braut sei, wurde zur Erledigung auf spätere Zeit verstellt.

Im Palast des Dey fanden die Franzosen reiche Tapeten, prächtige Pferde, viele Sklaven und Frauen, aber keine Schätze wie sie erwartet hatten; diese waren schon früher geborgen.

Ahmed Bey war von der Höhe eines nahen Hügels herab Zeuge der Zertrümmerung seiner Herrschaft durch Erstürmung von Constantine. Thränen rollten ihm über die Wangen. Dennoch entsagte er nicht der Liebe zum Leben; er wendete die Zügel seines Rosses und dieses trug ihn windschnell davon in die graue Wüste, wo er bald spurlos verschwand.

. . . . . .

Der erste Gedanke des tapfern Eroberers von Constantine war auf die Verwundeten gerichtet. Eins der schönsten Häuser der Stadt wurde sogleich unter Aufsicht des Oberarztes Doctor Baudens zum Hospital eingerichtet.

Dort, in einem kleinen Seitenzimmer des untern Geschosses erblicken wir zum ersten Male wieder den schwer verwundeten Generallieutenant Morel; an der Seite seines Bettes seine Tochter Marie in weiblicher Kleidung und auf der andern Seite des Bettes knieend einen Priester mit feinen, geistreichen Gesichtszügen, aus

denen sich aber ein Zug von versteckter Schlauheit bei frömmelnder Heuchelei kaum verkennen ließ.

Es war der Abbé Dupuis, der bekanntlich Marie Morel und ihren Vater aus guten Gründen nach Afrika begleitet hatte. Der alte Krieger der großen Armee des Kaisers hatte bekanntlich eine große Abneigung gegen diesen Priester, dessen Pläne auf das Vermögen seiner Tochter er durchschaut zu haben glaubte; aber er war ein zu guter Katholik, um nicht in seiner Sterbestunde, deren Herannahen er fühlte, des Trostes der Religion und der Segnungen der Kirche zu bedürfen. Es war kein anderer Geistlicher mit nach Constantine gekommen, als Pater Dupuis, der sich durch geistlichen Zuspruch bei Verwundeten und Sterbenden schon einen guten Ruf unter den Soldaten erworben hatte. Dieser Umstand mochte mitgewirkt haben, den Generallieutenant Morel mit dem Beichtvater seiner Tochter zu versöhnen.

Schon seit einer Stunde hatten der Priester und Marie mit dem schwer Kranken gebetet. Jetzt verlangte dieser zu beichten und die letzte Oelung zu empfangen, und Marie ging in tiefer Betrübniß hinaus.

Das Gemüth des alten Soldaten war unter dem Schmerz eines heftigen Wundfiebers und bei der Aussicht auf einen langsamen und qualvollen Tod in religiöser Beziehung ganz umgeschlagen.

Als ein Kind der Revolution war er im Unglauben

erzogen; später galt er für einen Religionsspötter, Freigeist und Atheisten. Aber das ist die Stimme Gottes, daß sie sich dem Herzen der Menschen noch in der Todesstunde vernehmbar macht. Mit großem Geschick hatte der Priester in den verschiedenen nächtlichen Unterredungen, während der Fieberhitze und der Schlaflosigkeit des Kranken, dessen Gedanken zuerst auf Gott und dessen Allmacht, dann auf die Fortdauer der Seele nach dem Tode gelenkt. Als er diesen Grund gelegt hatte, fing er an die ohnehin erhitzte Phantasie des schwer Verwundeten mit glühenden Schilderungen von den Martern der Hölle zu erfüllen und glänzende Bilder von den himmlischen Freuden der ewigen Seligkeit zu geben. Er zeigte ihm Christus in der Vorhölle als Erlöser der Verdammten und Gefallenen, und führte ihn den Weg durch das Fegefeuer zu den Freuden des Himmels. Mit einer einschmeichelnden Beredtsamkeit malte er ihm seinen eigenen Seelenzustand nach dem Tode als den eines ewig von Gott Verdammten, wegen seines Unglaubens und seiner Blasphemien gegen Gott und seine Heiligen, auch weil er eine Protestantin geheirathet habe. Und nachdem er so das Gemüth des Kranken auf das Tiefste erschüttert und gräßlich geängstigt hatte, zeigte er ihm den Weg der Versöhnung durch Christi Kreuzigung. Dieser Weg der Sühne aber könne nur betreten werden durch gute Werke, fromme Gebete und Seelenmessen,

denen er sich aber erst würdig machen müsse durch ein Opfer, das er dem Herrn darzubringen habe.

So rückte er Schritt vor Schritt seiner Absicht näher, den Vater zu bereden, daß er seiner Tochter gebiete in's Kloster zu gehen und den Nonnenschleier zu nehmen, widrigenfalls er sie mit seinem Vaterfluch bedrohen und diesen aussprechen solle.

— Der Wahn, — fuhr der Priester fort, — den Ihr gehabt habt, daß dieses Alles nur geschehe, um den frommen Vätern der heiligen Congregation Jesu das mütterliche Vermögen Eurer Tochter zuzuwenden, wird verschwinden, wenn Ihr bedenkt, daß die Väter Jesu alle das Gelübde der Armuth abgelegt haben. Alle Reichthümer, die fromme Seelen der Gesellschaft zuwenden, können daher keinen andern Zweck haben, als wohlthätigen und menschenfreundlichen Stiftungen, oder der Jugendbildung zugewendet zu werden. Dieses aber bleibt unter allen Umständen ein dem Himmel wohlgefälliges Werk.

Dann wußte er noch durch eine höchst geschickte Dialektik den Geliebten seiner Tochter, de la Roncière, für den der alte Soldat wegen seines Heldenmuths einige Sympathie gewonnen hatte, von der schwärzesten Seite darzustellen. Er las ihm auf's Neue Briefe vor, die mit E. d. l. R. unterzeichnet, von seiner Hand sein ollten, worin dieser auf eine ebenso viel Dummheit

als Bosheit verrathende Weise Haß und Verfolgungssucht gegen die Morel'sche Familie aussprach. — Alles, — schrieb er, — was ich zur Rettung von Vater und Tochter im Felde gethan habe, that ich nicht um ihretwillen, nicht aus Liebe, sondern um meiner selbst willen, um mir Ruhm und Ehre zu erwerben, und um mich in das Vertrauen dieser Familie wieder einzuschleichen, damit ich sie desto gewisser verderben könne. Da mir es nicht gelungen ist, den Generallieutenant zu versöhnen, so werde ich schon Gelegenheit finden, seine Tochter so schmählich zu verderben, daß die Geschichte menschlicher Gräuel nichts Aehnliches aufzuweisen haben soll.

Bei dem kranken, erregten Zustande des Generallieutenants machte dieser Brief auf ihn den tiefsten Eindruck. Er verwünschte de la Roncière und erklärte selbst, daß die Einkehr in ein Kloster das einzige Mittel sei, seine Tochter vor der Verfolgung dieses Bösewichts zu sichern. Er strengte noch die letzte Kraft an, um einen Brief zu unterschreiben, den der Abbé sogleich aufsetzte, worin er den Generalgouverneur bat, seine Tochter Marie mit dem nächsten Dampfschiff nach Mahon auf Minorca in das Frauenkloster zu bringen. Er unterzeichnete eine zweite Erklärung, worin er sie enterbte und verfluchte, wenn sie diesem Befehl widerstrebe. Dann empfing er die Absolution und die heiligen Sterbesacramente

und schlief ein, wie man vermuthete, um nie wieder aufzuwachen.

Der Abbé Dupuis steckte diese Papiere mit einem schlauen Lächeln in seine Brieftasche und schlich sich davon in sein kleines Gemach, das ihm zur Wohnung angewiesen war.

. . . . . .

Marie hatte indeß eine seltsame Entdeckung gemacht.

Seit einiger Zeit durch neue Drohbriefe, die mit E. d. l. R. unterzeichnet waren, hatte sie Verdacht gegen ihre Gouvernante geschöpft, die häufig mit Schreiben in ihrem sorgfältig verschlossenen Zimmer beschäftigt war.

Jetzt hatte sie ihren Vater zu einer ungewöhnlichen Zeit verlassen. Sie begab sich unerwartet in das Zimmer der Madame M . . ., das eben, weil sie in der Nacht die Tochter am Sterbebett ihres Vaters wußte und sie daher keinen Besuch von derselben erwartete, nicht verschlossen war. In dem Augenblicke, als Marie die Thür öffnete, bemerkte sie, daß Madame M . . . mit Schreiben beschäftigt, etwas mit zuckender Schnelligkeit unter ihre Papiere verbarg. Dann stand sie auf und kam der Eintretenden mit übertriebener Freundlichkeit entgegen.

Marie hütete sich wohl, irgend einen Verdacht blicken zu lassen; sie bat aber Madame M . . ., sie am Kran-

kenbett ihres Vaters abzulösen, indem sie zu erschöpft sei, um nicht eine halbe Stunde der Ruhe zu bedürfen.

Madame M... machte Miene ihr Bureau verschließen zu wollen.

—O bitte, — sprach Marie, — lassen Sie es noch einige Augenblicke offen; ich habe im Auftrage meines Vaters noch seine letzten Wünsche für den Obergeneral Valée aufzusetzen und muß dieses sogleich thun, um nichts zu vergessen.

Als Madame M... noch verlegen zögerte, fragte Marie: —Oder haben Sie vielleicht Geheimnisse in Ihrem Bureau, so schließen Sie zu; ich habe jetzt andere Dinge im Kopf, als kleinen Geheimnissen nachzuspüren.

—O nicht im Geringsten, — entgegnete Madame M... mit erzwungenem Lächeln, da sie wohl fühlte, daß bei den Ereignissen im Hause sie sich wohl hüten müsse, den geringsten Verdacht in dem Herzen des jungen Mädchens zu erregen.

Sie warf noch einen Blick auf die Papiere, die aus Wirthschaftsrechnungen, Zeitungen und geistlichen Schriften bestanden und daher wenig geeignet schienen, die Neugier eines jungen Mädchens zu erregen.

Kaum aber war Madame M... hinaus, so suchte und fand sie das angefangene Schreiben, wobei sie ihre Gouvernante unterbrochen hatte.

Es waren Emil's Schriftzüge, dieselbe Handschrift,

worin sie schon so viele Drohbriefe, auch die, welche als Beweise gegen La Roncière in dem unglücklichen Processe gedient hatten, empfangen hatte. Aber dieser Brief war noch nicht vollendet, die Tinte zum Theil noch naß. Es schien La Roncière's Handschrift zu sein, gleich den übrigen Drohbriefen, die sie empfangen hatte. Gleichwohl konnte es keinen Zweifel leiden, daß die Gouvernante ihn eben geschrieben hatte. Er lautete:

„An Herrn Rudolph von Hochwald.

Mein lieber Freund und Verbündeter. Mein Racheplan ist fertig und seiner Erfüllung nahe. Schon habe ich gewußt dem alten Herrn eine Dosis langsam wirkendes Gift beizubringen, wodurch seine Wunden unheilbar gemacht werden. Sobald er todt ist, werde ich sorgen, daß seine verruchte, heimlich gehaßte Tochter, die ich mit Liebeswerbungen auf's Neue umstrickt habe, von rohen Kabylen überfallen und . . ."

So weit war die Schreiberin des Briefes gekommen, als sie unterbrochen wurde.

Schaudernd erkannte nun Marie, daß ihre Gouvernante nach einem teuflischen Plane alle die Briefe geschrieben hatte, wodurch so viel Unheil in der Morel'schen Familie angerichtet war. Mit großer Geschicklichkeit hatte sie die Handschrift La Roncière's nachgeahmt und damit die vermeintlichen Beweise geschaffen, die seine Anklage und das Schuldig der Geschworenen gegen ihn

motivirt hatten. Jetzt erkannte sie deutlich, daß er ein Opfer einer entsetzlichen Intrigue geworden war. Sie hatte jetzt Beweise von Emil's Schuldlosigkeit und erinnerte sich jetzt, daß man sie durch Beten und Kasteien damals in der so erregbaren Periode des Aufblühens ihrer Jungfräulichkeit, in einen Zustand der Nervenüberreizung versetzt habe, in welchem sie Visionen gehabt und an den Grenzen des Wahnsinns sich befunden hatte. Alles, was sie vor Gericht über die Ereignisse jener schrecklichen Nacht ausgesagt hatte, verschwamm jetzt vor ihren Blicken in Wahn- und Nebelbilder, oder Trug- und Schreckgestalten.

Zwei schwere Fragen drängten sich ihr aber auf; nämlich, zu welchem Zweck konnte Madame M... jene entsetzliche Intrigue angeknüpft haben? und wie war hier zu helfen?

Eine Lösung der erstern Frage lag ihr nahe. Nachdem sie die Thür von innen sorgfältig verriegelt hatte, durchsuchte sie weiter die Papiere des Schreibtisches und fand mehrere Briefe von der Hand des Abbé Dupuis, die alle sich auf diese Angelegenheit bezogen. Einer derselben mußte erst vor Kurzem geschrieben sein. Er lautete:

„Um Verdacht zu vermeiden, wage ich es nicht, mit Ihnen zu reden, meine liebe Madame M... Ich werde Ihnen daher im Vorbeigehen diesen Brief in die Hand drücken. Durch die Gnade des Herrn

und mit Hülfe der von Ihnen geschriebenen Briefe, welche die Chiffre E. d. l. R. tragen, ist es mir gelungen, den alten Generallieutenant Morel zu bekehren und den Zweifler und Ungläubigen in den Gnadenschooß der heiligen Kirche zurückzuführen. Ich werde jetzt wieder zu ihm gehen und in majorem dei gloriam die letzte Hand an's Werk legen, damit er seine Tochter verfluche, im Fall sie nicht zur Rettung ihres Seelenheils in's Kloster gehen und Profeß leisten würde; aber um auf diese zu wirken, bedarf es noch des letzten vernichtenden Schlages. Entwerfen Sie also sofort einen Brief, als ob ihn de la Roncière an einen Freund geschrieben habe, des folgenden Inhalts (und nun schrieb er ihr Wort für Wort den Inhalt des Briefes vor, welchen Marie noch unvollendet gefunden hatte, und fuhr fort): dadurch aber wird jede Annäherung unmöglich, das junge Mädchen in Furcht und Verzweiflung gesetzt werden und diese wird bald, nach den ersten Ausbrüchen des Schmerzes in jene Resignation übergehen, in welcher das Gemüth sich nach der Stille einer Klosterzelle sehnt. In Folge dessen wird dann das Vermögen derselben zu fernern christlichen Werken der Liebe der Gesellschaft Jesu zufallen, die solches bis dahin zur Ehre Gottes getreulich verwaltet hat. Sie aber, geliebte Freundin in Christo, werden für Ihre getreuliche Mithülfe an dem großen Werke sich

die höchste Staffel auf der Himmelsleiter, die zur ewigen Seligkeit führt, erwerben und vom heiligen Vater mittelst Verleihung einer köstlichen Reliquie hochbegnadigt werden; denn Alles geschah ja doch nur zur Erhöhung der Ehre Gottes und welche an sich verwerfliche Mittel auch dafür aufgewendet wurden, der gute und löbliche Zweck hat sie alle geheiligt. Im Namen Jesu und der heiligsten unbefleckten Jungfrau Maria, Ihr Freund und Verehrer in Christo

Dupuis."

Eine Nachschrift lautete: „Sein Sie ja vorsichtig und verbrennen Sie diesen Brief wie alle früheren. Gott sei mit Ihnen und die Gnade des Herrn Jesu Christi. Amen."

Zum ersten Male hatte Marie einen Blick in die Tiefe dieser entsetzlichen Verbindung gethan, welche die Religion zum Deckmantel brauchte, um die ruchlosesten schleichenden Verbrechen auszuführen.

Sie zitterte, wenn sie an diese menschliche Bosheit dachte, die sie nie nur für möglich gehalten hatte.

Doch im Unglück und mit den reifern Jahren hatte sich ihr edler Charakter gegen das Geschick gleichsam gehärtet. Vertraut mit dem Gedanken, ihren geliebten Vater vielleicht bald zu verlieren und dann selbstständig und allein zu stehen, war sie sogleich entschlossen, in

Folge der Scene auf Koudiat-Aty, sich an den Herzog von Nemours zu wenden.

Sie schrieb daher einen kurzen Brief an ihn, worin sie sagte:

„Ew. Hoheit haben die Gnade gehabt, auf Koudiat-Aty mir, in einer schönen Regung eines hohen Gerechtigkeitsgefühls, eine Verwendung wegen Revision des Processes gegen den unglücklichen Emil de la Roncière zuzusagen. Dieser Augenblick bringt mir die Beweise, welche Ew. Hoheit in den Stand setzen werden, die heuchlerischen Betrüger zu entlarven und zur Strafe zu ziehen, zugleich aber auch den edelsten Mann und bravsten Soldaten von der tiefen Schmach einer ungerechten Verurtheilung zu erlösen. Die beiliegenden Briefe fand ich so eben im Schreibtisch meiner ehemaligen Gouvernante, jetzigen Gesellschafterin, Madame M... Der Abbé Dupuis aber, seit lange Hauscaplan bei meinem Oheim und mein Beichtvater, ist heimlicher Jesuit, der dahin strebt, mich in ein Kloster zu verlocken, um mein mütterliches Vermögen für die Congregation zu erschleichen. Damit ist Alles gesagt.

Mein Vater liegt im Sterben. Mir aber schenke Gott Kraft und Gnade in dieser vielfachen Bedrängniß, meinen Verstand nicht zu verlieren. Ich vertraue Ew. Hoheit Weisheit und menschenfreundlicher

Gesinnung die wichtigsten Angelegenheiten meines Lebens und eines Andern, der einst mit mir verlobt war und meinem Herzen, trotz aller Anschwärzung, ewig theuer gewesen ist. Würden Ew. Hoheit mich der Gnade einer Audienz würdigen, so bin ich bereit weitere Aufschlüsse zu geben.

In tiefster Ergebenheit

Marie Morel."

Diesen Brief, in welchen die aufgefundenen eingeschlossen waren, versiegelte sie und verbarg ihn in ihre Kleidung, bis sie Gelegenheit erhalten würde, ihn an die Adresse zu übergeben.

Dann begab sie sich in das Zimmer ihres Vaters, wo sie Madame M . . . an der einen Seite des Bettes, worauf der kranke Generallieutenant lag, sitzen sah, während zu den Füßen desselben der Abbé Dupuis mit dem Crucifix in der Hand kniete, damit der Blick des Kranken, sobald er erwachte, auf den Gegenstand frommer erbaulicher Betrachtungen fallen sollte. Die Hände hielt er gefaltet in der Stellung eines Betenden; aber auf den Gesichtszügen dieser Beiden, die sich mit Blicken unter einander verständigten, lesen wir deutlich, daß es ganz andere profane Gegenstände waren, die sie flüsternd mit einander besprochen hatten. Marie hütete sich wohl, ihren Verdacht blicken zu lassen.

Ueberwältigt von dem Gedanken, den geliebten Va-

ter bald zu verlieren, kniete sie nieder an der Seite seines Bettes und küßte mit Thränen seine Hand.

— O Himmel! — sprach sie leise, — könnte ich nur einmal noch die Gnade von Gott erflehen, von seiner Hand den letzten Segen der Liebe zu empfangen.

— Er hat ihn schriftlich zurückgelassen, vorausgesetzt, meine theure Tochter in Christo, daß Sie geneigt sein würden, die letzten Wünsche des Sterbenden zu erfüllen.

So sprach der Priester mit sanfter Stimme und großer Freundlichkeit.

— Die letzten Wünsche meines Vaters werden mir Gesetz sein.

— Widrigenfalls würde Vaterfluch Sie treffen, meine geliebte Tochter in Christo; hier steht es geschrieben.

Damit hielt er ihr das Blatt vor die Augen, worin ihr bei Vermeidung des Vaterfluchs befohlen war, in's Kloster zu gehen.

— Das kommt nicht aus dem Herzen eines liebevollen Vaters, — sprach Marie mit schauriger Kälte, indem sie aufstand, — das ist durch Lügen und Heuchelei erschlichen. Ich rufe die Gerichte Gottes herab auf diese verbrecherische Bosheit, die hier gewaltet hat.

Betroffen sahen sich der Abbé und die Gouvernante einander an. Eben begann jener eine salbungsvolle Rede, als der Oberarzt Doctor Baudens eintrat. Er war ein

würdiger Mann, der durch Wissenschaft, Klugheit und Menschenliebe unbedingtes Vertrauen einflößte.

Marie warf auf ihn einen Blick voll Furcht und Hoffnung. Von seinem Ausspruch hing die Entscheidung der Frage über Leben und Tod ab. Als der Arzt die Hand des Kranken ergriff, um den Puls zu fühlen, sagte ihm Dupuis flüsternd: — Er hat bereits die heiligen Sterbesacramente empfangen und ist bereit als guter Christ aus dieser Welt zu scheiden.

— Seltsam, — sprach der Arzt, — der Puls geht wieder gesund und regelmäßig, nur noch matt; die Krisis ist ihm zum Heil ausgeschlagen, er wird leben, nur bedarf er der Ruhe, um sich zu erholen. Niemand bleibe hier als seine Tochter.

Der Abbé und Madame M . . . entfernten sich, froh, eine Veranlassung gefunden zu haben, um einander ihre Besorgnisse mittheilen zu können.

Jetzt war Marie mit dem würdigen Oberarzt allein. Sie ergriff diese Gelegenheit, ihn mit kurzen Worten und leiser Stimme in Kenntniß zu setzen von den vorliegenden Verhältnissen. Sie beschwor ihn, mit Tagesanbruch dem Herzog von Nemours dieses Päckchen mit Schriften, das sie ihm dabei überreichte, zu übergeben und dann das Weitere zu veranlassen.

Baudens, der Zeuge gewesen war von dem heldenmüthigen Benehmen Emil's und seines Freundes, der

dem Jesuiten im Gefolge des Generals nie getraut und sich stets interessirt hatte für das junge Mädchen, das so muthig in jeder Gefahr ihren Vater auf zwei beschwerlichen Feldzügen begleitet hatte, übernahm gern die Vermittelung, zumal da er jeden Morgen sich als Chef der Sanitätsbehörde bei dem Herzog zu melden hatte.

— Vor Allem aber, — sprach er, — müssen die beiden verruchten Intriguanten von einander getrennt und unschädlich gemacht werden. Auch dafür werde ich sorgen.

In diesem Augenblick erwachte der Generallieutenant und sah sich freundlich um, wie neu geboren. So begrüßte er seine Tochter, die auf ihre Kniee sank und seine Hand küßte und den Arzt, der ihm einen Löffel voll Wein einflößte.

— Sie sind gerettet, mein Freund, — sprach er zu dem Kranken. — Nur aber, um völlig zu genesen, vermeiden Sie jede Aufregung.

— Dann aber, — rief der Kranke mit starker Stimme, — muß ich erst meinen Vaterfluch zerreißen, den der Heuchler in schwacher Stunde von mir erschlichen hatte. Gott hat geholfen und ich will mein Kind lieben wie zuvor.

— Mein Vater, mein geliebter Vater, wenn Du wüßtest ...

— Schweigen Sie, Fräulein Marie, bald wird sich das Drama entwickeln; und Sie, lieber Generallieutenant,

beruhigen Sie sich; durch diese Erklärung ist Ihr Vaterfluch bereits vernichtet. So denn in Gottes Namen, segnen Sie Ihre Tochter und wünschen Sie ihr Glück; sie hat das widerwärtigste Schicksal überwunden, das jemals edle Menschen getroffen hat.

Der Vater segnete sein Kind und bald war es still im Gemach. Der Oberarzt hatte sich schweigend entfernt.

. . . . . .

Wir mögen uns den Schreck und die Ueberraschung der beiden Intriguanten denken, als Madame M . . . die Entdeckung machte, daß der angefangene Brief und die des Abbé Dupuis verschwunden waren.

— Alles ist verrathen, — rief sie aus, — wir sind verloren! Marie hat meinen angefangenen Brief, den ich auf Ihren Befehl schrieb und Ihre Briefe an mich gefunden.

— Meine Briefe! — rief der Abbé zürnend; — und Sie haben sie nicht vernichtet, wie ich befahl?

— Ich war ein Werkzeug in Ihrer Hand, hochwürdiger Vater, — entgegnete Madame M . . . und bin eine zu gelehrige Schülerin von Ihnen gewesen, um nicht die Vorsicht zu gebrauchen, mir den Rücken zu decken. Ihre Briefe hatte ich aufbewahrt, um dereinst meine Schuld von mir auf die Macht, die meine Hand in Bewegung setzte, ableiten zu können. Ich habe sie auf-

bewahrt zu meiner Rechtfertigung. Das wird mir ein kluger Mann, wie Sie sind, nicht verdenken können.

— Schlange, Du hast mich überlistet, — grollte der Abbé, — indeß geschehene Dinge sind nicht wieder ungeschehen zu machen und wenn wir Beide uns mit einander entzweien, so wird das Uebel nur um so ärger werden. Hier aber befinden wir uns im Stande der Nothwehr; diese rechtfertigt Alles. Entweder wir müssen untergehen oder sie. Hier ist Gift; ehe der Morgen graut, muß Marie Morel eine Leiche sein.

— Mord! — rief Madame M . . . voll Entsetzen.

— Alles kommt dabei auf die Absicht an, — sprach der Jesuit mit kalter Dialektik, — die Kirche vergießt kein Blut, das ist wahr; aber in Vergiftungsfällen wird auch kein Blut vergossen. Zudem geschieht es ja nicht in der Absicht sie zu tödten, sondern zur größern Ehre Gottes und darum ist Vergiftung in Fällen, wie dieser, erlaubt.

Noch aber war die Bereitung des Morgenkaffees für Marie Morel, welche die Gouvernante selbst zu besorgen pflegte, nicht vollendet, also auch die Vergiftung desselben noch nicht geschehen, als einige Zuaven eintraten und beide Verbrecher in Arrest führten.

. . . . . .

Der Herzog von Nemours hatte die weitere Untersuchung dem Generalgouverneur übergeben. Die Papiere

des Abbé enthüllten bald die ganze Intrigue. Die weitere Untersuchung wurde rasch mit Strenge geführt. Geständnisse der Madame M . . . und einige Andeutungen in der Correspondenz des Abbé mit dem Ordens-Provinzial ergaben, daß dieser selbst in jener Schreckensnacht die Rolle La Roncière's in einer Uniform seines Regiments gespielt hatte.

Nach solchen Beweisen wurde vom Justizminister die Revision des La Roncière'schen Processes befohlen.

Generallieutenant Morel, völlig genesen, kehrte mit seiner Tochter nach Frankreich zurück, nachdem er Emil de la Roncière versöhnt und von seiner Unschuld überzeugt, umarmt und ihm die Hand seiner Tochter zugesagt hatte, sobald seine Schuldlosigkeit öffentlich anerkannt sein würde.

So erfolgte denn in Frankreich die Revision des Processes nach allen Formen des öffentlichen Gerichtsverfahrens, gleichzeitig mit der Anklage gegen Abbé Dupuis und Madame M . . .

Diese Beiden wurden verurtheilt, jener zu den Galeeren nach Ausstellung am Pranger, diese zu zehnjähriger Zuchthausstrafe.

Ehe sie diese jedoch antrat, war sie todt. Sie hatte erst nach ihrer Verurtheilung den Muth gehabt, von dem Gifte, welches für Marie Morel bestimmt war, für sich selbst Gebrauch zu machen. Der Abbé jedoch wurde

durch den Einfluß der Congregation und auf Verwendung des Papstes, als ein so verdientes und fähiges Mitglied der Gesellschaft Jesu, der geistlichen Behörde zur Vollziehung einer angemessenen Verwandlung der Strafe überlassen. Wahrscheinlich hat er ein Jahr lang sich zur geistlichen Pönitenz in einem Kloster von strenger Disciplin befunden, begünstigt durch mancherlei geheime Dispensen und ist dann auf geheime Mission nach Deutschland geschickt, um dort mit besserem Glück und in anderer Weise sich der Propaganda nützlich zu machen.

Emil de la Roncière und Rudolph von Hochwald nahmen Beide, mit dem Orden der Ehrenlegion geschmückt, nachdem sie einen höheren militairischen Rang erlangt hatten, ihren Abschied.

La Roncière vermählte sich mit Marie Morel und tilgte damit einen der schwärzesten Flecken in der Geschichte der französischen Criminaljustiz aus. Beide gingen auf die Güter des Ersteren und verlebten dort idyllische Tage im Glück der Liebe und in den stillen Freuden eines heitern Familienlebens.

Mariens Vater hatte sich ebenfalls aus seiner kriegerischen Laufbahn ehrenvoll zurückgezogen und verlebte den Rest seiner Tage an der Seite seiner Kinder und an der Wiege seiner glücklichen Enkel.

Rudolph von Hochwald hatte sich mit der geretteten

Tochter des Mainotischen Häuptlings, mit der schönen Aïcha von Maurocordatos verbunden.

Eine Amnestie gegen alle politisch Verfolgte und Bestrafte in seinem Vaterlande hatte ihm die Möglichkeit der Rückkehr in seine geliebte Heimath erlaubt. Sein Vater hatte ihm hinreichendes Vermögen hinterlassen, um unabhängig leben zu können; dazu kam noch Aïcha's Antheil an den geretteten Schätzen des alten Maurocordatos, und so fehlte auch seinem Glück nichts auf der Welt; denn auf seinen Gütern hatte er sich durch Verbesserung der sittlichen und physischen Lage der arbeitenden Klasse einen segensreichen Kreis wohlthätiger Wirksamkeit geschaffen.

Aïcha's mit jedem trüben Herbsttage neu erwachende Sehnsucht nach dem Süden befriedigte er durch Reisen, bald nach Italien, bald in das südliche Frankreich, wo sein Freund Emil und dessen Gattin sie mit offenen Armen empfingen.

. . . . . .

In Constantine war indeß längst, unter französischem Gouvernement, die Ordnung zurückgekehrt. Abgeordnete der Stämme des innern Landes waren angelangt und hatten um Aman — Gnade und Frieden — gebeten. Maßregeln zur Erhaltung des Platzes wurden getroffen, und so hatte denn das Heer seinen Rückmarsch nach

Bona wieder angetreten mit Zurücklassung von 2500 Mann, welche der Colonel Bernelle befehligte.

Diese so theuer erkaufte Eroberung wurde in Frankreich mit lebhafter Wärme gefeiert. Freude und Trauer um den Verlust so vieler Braven sprach sich darin aus. Generallieutenant Valée erhielt die Würde eines Marschalls von Frankreich und den Rang als General-Gouverneur von Algier.

Der Leichnam des Grafen Damrémont wurde mit großen militairischen Ehrenbezeigungen im Hotel der Invaliden beigesetzt.

Uebrigens blieb Algier für Frankreich nach wie vor eine nie zu vollendende Eroberung, eine, Menschenleben und Gold zu Millionen kostende Kriegsschule, die aber für Frankreich wichtig ist zur Ableitung böser Säfte im politischen Volksleben.

Das Geheimniss.

Reisenovelle von H. E. R. Belani.

Freitags den 18. Juli 1839.

An — !

„„Meine Lage ist dieselbe.

Die Trennung hat mein Gemüth verändert, doch hält sich's gefangen.

Ein Wiedersehen hängt vom Schicksal ab.

Die Zukunft liegt in Deinem Willen.

Vertraue auf Gott, gedenke mein, wie ich Dein gedenke im Rausche Deiner Freuden.""

So las man in der Vossischen Zeitung vom 19. Juli v. J. Nr. 166. —

Das bringt ein Geheimniß, ohne Zweifel ein romantisches. Das fühlt Jeder. Ich glaube Licht darüber geben zu können.

Hier das Erlebniß! —

---

1. Der Dom zu Magdeburg.

Wir standen auf dem Domplatz zu Magdeburg und starrten den verjüngten Riesendom an, mit seinen beiden, in den wunderbarsten Formen emporstrebenden Thürmen.

Ein heiliger Schauer ergriff uns. — Ahnung des Unendlichen! — diese gothischen Formen so himmelanstrebend und wunderzart — sie scheinen eine Seele zu haben, die uns anhaucht wie mit dem Athem Gottes. —

Ein junger Mann saß dort und zeichnete. Ich trat näher. Er ließ sich nicht stören, denn sein schönes, begeistertes Auge schaute empor nach den Wundern der Domthürme, dann wieder auf das Reißbret, wo eine zarte, mit geschickter, fester Hand hingeworfene Zeichnung dieses kühnen und genialen Baues eine — man könnte sagen — poetisch-vergeistigte Auffassung desselben enthielt.

Der junge Mann hatte so viel Interessantes in seinem Aeußeren, daß ich unwillkürlich ihn länger, als sonst wohl bei einem Unbekannten geschieht, betrachtete.

Er hatte ein blasses, ovales Gesicht, in dessen feinen Zügen etwas ungewöhnlich Anziehendes lag. War es Poesie oder Genie — oder Beides — bei dem Allen noch viel Kindlichkeit. — Der Flaum eines weichen Schnurrbärtchens und das klare Email der Augen verrieth seine Jugend. Die burschikose Tracht des schwarzen Sammtrockes, mit ciselirten Knöpfen, des bloßen Halses mit überschlagenem Hemdekragen, des langen, blonden, schlichten Haares, das schräg gescheitelt unter dem Ohrzipfel rundgeschnitten war, bildete allerdings in dieser großen Handelsstadt, wo man nur Uniformen und wan-

delnde Modebilder zu sehen gewohnt war, eine ungewöhnliche Erscheinung.

Eben war ich im Begriff mich wieder zu meiner Gesellschaft zu wenden, die aus mehreren Herren und zum Theil jüngeren Damen bestand, als ich bemerkte, daß sie bereits vom Domplatz verschwunden war, um nach Verabredung sich in das Innere des Doms zu begeben und von da auf einen der Domthürme.

Völlig unbekannt mit der Localität, versuchte ich den Eingang in mehrere Thürme. Sie waren alle verschlossen.

Plötzlich erblicke ich in der Vertiefung des schönen Portals, welches den Haupteingang so zart und phantastisch überwölbt, eine schöne, junge Dame, mit mir in gleicher Verlegenheit.

Ein Blick verrieth die feine, elegante Reisetoilette — ein zweiter, ihr vornehmes Wesen.

Sie hatte bei einer wohl zu großen Figur einen schönen Wuchs und vollendete Formen. Ihr Teint war jedoch — ganz vollkommen ist nichts im Leben — nicht mehr so ganz frisch — er war ein wenig in's Graue spielend; doch ein reizender, kleiner Mund, große, dunkle Augen voll Leben und Seele bildeten dennoch mit einem klassisch-rein geschnittenen Profil, ein Ensemble von Anmuth und Liebenswürdigkeit, wie man es selten unter den Schönsten der Schönen zu sehen bekommt.

Ihren schlanken Formen und reinen Zügen nach,

hätte ich sie für ein etwa achtzehnjähriges junges Mädchen gehalten; doch hatte ich bald Gelegenheit, jene Sicherheit im Takt und entschieden auftretende Selbstständigkeit zu bemerken, die ihr so etwas — Frauliches gaben.

„Mein Herr," redete sie mich an, „ich habe das Unglück gehabt, von meiner Gesellschaft abgekommen zu sein. Man vermuthet mich voraufgegangen in den Dom und ich war nachgeblieben, verloren im Anschauen der zarten, gothischen Verzierungen dieses grandiosen Baues. — Wenn mir doch Jemand einen Führer verschaffen könnte, ich bin hier völlig fremd. . . ."

„Wie ich selbst" — unterbrach ich sie, „indeß hoffe ich den Führer gefunden zu haben."

„Sie würden mich unendlich verbinden" — sprach sie mit einem Blicke, einer Grazie — einer Lieblichkeit des Lächelns, wobei die feinen Perlenzähne blitzten, „wie ich es nie vergessen werde," und ich eilte zu dem jungen Zeichner, dessen Bekanntschaft mit der Localität ich voraussetzen zu dürfen glaubte.

Und ich hatte mich nicht geirrt. Mit der größten Bereitwilligkeit erbot er sich zum Führer.

Stumme Begeisterung — ein flammendes Erröthen auf seinen bleichen Wangen, das tiefere Niederschlagen ihrer langen, seidenen Wimpern, bezeichnete ein Zusammentreffen Beider, das bedeutende Folgen ahnen ließ.

Schweigend ging es fort durch die geheimnißvollen

Kreuzgewölbe, über Todtengrüfte hinweg. Gedächtnißtafeln an der einen Wand, offene Arkaden mit Schlingkraut festonnirt an der anderen Seite, den Durchblick auf den freundlichen Gottesgarten der Abgeschiedenen gewährend, bereiteten uns gleichsam vor, die Weihe des Tempels, der uns jetzt empfing, mit gesammeltem Gemüth zu empfangen.

Hrie aber war es wahrlich seelenerhebend! —

Kein Wald von Colonnaden, wie im Kölner Dom; aber grandiose himmelanstr.bende Räume, mächtige Hallen, deren Poesie in ihrem edlen Baustyl beruht, wirken hier auf das Gemüth ohne jene störende Beiwerke an Priechen, Gitterstühlen, Todtenkronen und anderen bunten geschmacklosen Verzierungen, die sonst die gothischen Kirchen, besonders im nördlichen Deutschland, zu seltsam aufgeputzten Schafställen für die frommen Seelenschäflein machen. Ist etwas störend in diesen hochherrlichen Domhallen, so ist es vielleicht das Neue und Glänzende, das dieser mittelalterlichen Architektur das Reinliche und Geleckte des Modernen giebt; aber auch selbst dieses Frische des Antiken wirkt bald behaglich auf das Gemüth durch seine Reinlichkeit und hohe Einfachheit, und man durchwandert diese Riesenhallen von der kunstreichen Kanzel an, die aus einem Marmorstücke besteht, bis zu dem künstlichen Gitter, wobei nach der Legende der Teufel dem Meister geholfen, — mit erweiterter Brust und heiter erheben-

den Gefühlen. Magisch wirken die Lichtreflexe des Abendhimmels, dessen Strahlen durch das farbige Fenster geworfen, von jenem Gitter gebrochen, auf das reinliche Parket des Bodens und die weisen Riesenpfeiler farbige Lichtreflexe werfen.

Schon hier bemerkte ich, daß die fremde junge Dame für den jungen Mann, — der ihr mit schöner Begeisterung das geheimnißvolle Reich der Vergangenheit aufschloß und die Poesie dieser heiligen Hallen enthüllte, dabei so bescheiden und liebenswürdig war, — ein unwillkürliches Interesse gewonnen hatte.

Ich fühlte bald, daß hier der Dritte im Bunde überflüssig war, und suchte meine Gesellschaft auf, ohne daß vielleicht meine Entfernung von jenen Beiden bemerkt wurde. Selbst ihre früheren Begleiter schien die junge Dame vergessen zu haben, wenigstens hielten sich beide länger bei den Einzelheiten der Domhalle auf, als zulässig gewesen wäre, wenn ihr viel daran gelegen, Jene wieder aufzufinden.

Zum Glück erreichte ich die Meinigen schon wieder auf der ersten gewundenen Treppe, die, in die geheimnißvolle Spitze führend, hier und dort den Durchblick in's Freie gestattet. Der Weg, der wenigstens auf den Thurm rechter Hand — wenn man dem Hauptportal gegenüber steht — führt, ist höchst beschwerlich und nicht leicht zu finden; er führt Kreuz und Quer über ver-

schiedene Böden, die Treppen gehen eng gewunden und steil im Innern der massiven Pfeiler empor, welche, die hohen Fensteröffnungen bildend, den oberen Rand tragen; dann immer höher, steiler und enger, über vierhundert Stufen hinauf, bis endlich — Licht, Licht! — ein Meer von Welt unter unseren Füßen schwimmt, indem wir aus dem dunklen Innern auf die lichthelle Galerie hinaustreten.

Erst allmälig gewöhnt sich das Auge an die Vogelperspektive, die tief unten die große Stadt mit ihrem Chaos von den Dächern und belebten Straßen, und dort die Elbe mit ihren langen Schiffen und hier und dort sich drängenden Masten und da hinaus das Zickzack mathematischer Figuren aller der Schanzen, Bastionen, Gräben und Wälle, welche Magdeburg zu einer so furchtbaren Festung machen, wie ein zartes, wunderniedliches Kinderspiel erscheinen lassen.

Und da zog sich die lange Linie der neuen Eisenbahn hin, die für jetzt erst bis zu den Soolbädern von Schönebeck fahrbar ist — Alles belebt von wunderniedlichen Figürchen — kleinen geputzten Herren und Dämchen, kleinen Soldaten, Kutschen und Pferden — ein mährchenhaftes Gnomen-Völkchen, über welches Kinder ihre helle Freude gehabt haben würden, und daher kam gekrochen schnell und unheimlich der lange Wagenzug, der dem feuerspeienden Kopfe der Lokomotive folgte. Es

war ein langer Schlangenleib mit dampfenden Nüstern und glühendem Rachen, und jetzt wurde das Ungeheuer gezügelt; kreischend und zischend fügte es sich dem überlegenen Menschenwillen und stand still, und man vergaß, daß dieser es war, der es in Bewegung gebracht hatte. Noch im Anschauen dieses unermeßlichen Panorama's versunken, welches die geröthete Abendsonne magisch beleuchtete, den blitzenden Krümmungen der Elbe im fernen Gefilde folgend, bemerkte ich, daß auch jene Beiden die Höhe der Galerie erreicht hatten und neben einander stehend, mit schwärmerischen Blicken dieselbe magische Aussicht genossen.

Plötzlich rief sie halb laut aus: „Ha da sind sie — gegenüber auf dem andern Thurme;" und in demselben Augenblicke verschwanden ein ältlicher Herr und zwei Damen auf der Galerie des nach der Stadtseite zu sich erhebenden Domthurmes, indem sie auf die andere Seite der Galerie gegangen waren.

„Erwarten wir hier ihre Rückkehr", sprach die Fremde zu ihrem Begleiter, „und dann winken wir."

„Aber," sagte der junge Mann — „es führt von jener Seite eine Treppe hinunter. Es wäre doch möglich, daß sie hinab gingen, während wir sie hier erwarteten."

„Dann wäre das größeste Unglück, daß ich um Ihr ferneres Geleit bis zum Gasthofe bitten müßte — übri-

gens ist es hier oben noch zu reizend. Es wäre Frevel, diese himmlische Aussicht, die mir vielleicht nie wiederkehrt im Leben, so schnell verlassen zu wollen. Verweilen wir hier noch ein Viertelstündchen, wenn es beliebt."

„Nichts könnte mich glücklicher machen!" entgegnete der junge Mann und schlug seine Augen voll Entzücken auf gegen das Ihrige.

Er schien keine schönere Aussicht zu kennen, als in der Tiefe dieser dunklen Augen, die so sprechend und seelenvoll waren.

Indeß hatte meine Gesellschaft den Rückweg angetreten. Ich eilte, zu folgen, und werde noch lange an den schönen Erinnerungen dieses Tages zehren.

---

2. Der Personenwagen.

Gegen das Reisen mit der Schnellpost habe ich ein Vorurtheil. Es ist eine Hetzjagd durch's Leben, aller Behaglichkeit des Daseins ermangelnd. Und wer es liebt, die Seele mit neuen Eindrücken zu füllen, das Leben und Treiben der Menschen zu beobachten, seine Stationen für die Ruhe und Pflege des Lebens zu halten und in humoristischer Behaglichkeit sich ganz bequem, allein auch etwas langsam durch eine Spanne Land auf diesem Erdenrund transportiren zu lassen, der wähle, wie ich, das freilich

nicht besonders fashionable Fuhrwerk des Personenwagens, womit Person und Gepäck für 1 Thaler 10 Silbergroschen von Magdeburg nach Potsdam geschafft wird, mit einmaligem Nachtlager in Brandenburg. Es ist eine Art von Omnibus oder Arche Noah, von zwei ziemlich kleinen Pferden gezogen, in welcher eine unbegreifliche Masse Personen, aller Stände, sich eingeschachtelt findet und zwar eben so unbegreiflich ohne sonderliche Unbequemlichkeit. — Das Innere des zwölfsitzigen Wagens war mit Damen gefüllt, unter welchen sich drei wirklich schöne und gebildete Töchter eines Kaufmannes aus einer kleineren Provinzialstadt und eine ganz hübsche Hauptmannswitwe mit ihrem Pudel befanden. Dieser beträchtliche Schooßhund war die zottige Reliquie, ihres, an der Cholera gestorbenen Mannes und wurde auf rührend komische Weise geliebkoset. Tausend Belästigungen und Unannehmlichkeiten zog das Ungeheuer von Mignon der jungen Witwe zu; wurde er getreten oder gestoßen, so war sie außer sich. Sie ging lieber zu Fuß und lediglich den Pudel, wie ein Kind, auf den Armen, wenn sie keine Reisegesellschaft fand, deren Humanität und Bildung dem geliebten Hunde freundliche Behandlung verhieß; bei Tische wurde ihm das Köstlichste vorgesetzt, wenn ihr Liebling nicht mit anderen Gästen am Tisch auf einem Stuhl sitzend, vom besonderen Teller essen durfte, so ließ sie für sich und ihn allein decken. Redete man sie an, so gab

sie lange Geschichten von der Liebenswürdigkeit des Hundes, mit welcher die von ihrem seligen Manne zusammenfloß. Einer Reise nach Wien, zu ihrer dort reich verheiratheten Schwester, auf deren Kosten, hatte sie entsagt, weil sie den zottigen Liebling nicht mitnehmen konnte; hundert Züge kamen an den Tag, von einer so sentimentalen Hundeliebe, wie ich sie nie gesehen habe. —

An ihrer Seite saß eine dicke Berliner Bürgerfrau, die sehr durch „dat Beest beläſtigt wurde" — über geschwollene Füße klagte und diese auch gern zeigte und beständig von ihrem Dienstmädchen sprach. Ihre Tochter, eine magere, unbeschreiblich kokette, junge Frau, im rothen Merinokleide, hatte keinen anderen Platz finden können, als auf der fast schwebenden Bank unter dem Coupé, die sie von den Pferdeschweifen gepeitscht mit dem humoristischen, alten Fuhrmann, im blauen Kittel, einem wandernden Altgesellen, der wie ein Kalmucke aussah, und einem galanten, schnurrbärtigen Reisediener theilte, der sie über die Abwesenheit ihres Berliner Gatten beträchtlich zu trösten schien. Jene beiden Berlinerinnen kamen von einer Vergnügungsreise aus der sächsischen Schweiz zurück und sprachen darüber äußerst ergötzlich — denn Alles war jar nischt gewesen und ekelig — gegen die Linden und den Thiergarten in Berlin.

Ein Mann an meiner Seite von nicht besonders noblem Ansehen ärgerte sich über Alles und machte wieder-

holt die Bemerkung, er werde für ein Journal eine humoristisch satyrische Reisebeschreibung liefern, und darin die Mißbräuche rügen, die sich bei diesem Personenfuhrwerk eingeschlichen hätten. „Um Vergebung" — fragte ich ihn — „heißen Sie vielleicht Nikolai — oder wollen Sie ein Seitenstück zu dessen: Italien, wie es wirklich ist, in Beziehung auf Deutschland liefern?" — Er verstand mich nicht und entgegnete ernsthaft, daß er K . . . heiße, Literat sei, sich mit Uebersetzen von Bulwer's Romanen beschäftigt habe, Redacteur eines politischen Blattes in der Rheingegend gewesen sei u. s. w. die neue Literatur und Journalistik — daher auch Herr Nikolai — war ihm ganz fremd, aber er kannte doch Goethe, Schiller und Mayer in Aachen, für dessen Verlag er gearbeitet hatte — und das will schon viel sagen. —

Ein sonderbares Fuhrwerk holte uns ein — Dank dem vielen Anhalten und Schnappstrinken des Kutschers, wodurch die Pferde bedeutend an Kourage gewannen. Es war ein Kasten auf vier feinen Rädern, die leicht in metallenen Büchsen liefen. Zwei schöne englische Bulldoggs waren davor gespannt, die mit Leichtigkeit einen Reisenden zogen, der in einer staubfarbigen Blouse, mit einem breitgerändelten Strohhut quer auf dem kleinen Wagen saß und aus einem großen Pfeifenkopf von Meerschaum rauchte.

„Halt — können wir mit fahren?" rief der Rei-

sende. — „Nein, nein! Alles besetzt," schrieen zehn Stimmen vom Innern und aus dem Coupé. Doch der Kutscher hielt. — „Ach die armen Hündchen" — klagte die gefühlvolle Witwe aus dem Innern.

„Dat fatale Beest" — sagte die dicke Berlinerin — „et hat so viele Flöhe . . . ."

„Wer meinen Hund beleidigt — beleidigt mich — Kutscher wir steigen aus, mein Karo und ich!" —

„Na — da ist ja auf einmal Platz", rief der Kutscher vergnügt und schob die junge Berlinerin zu ihrer Mutter in den Wagen; der verwaisete Reisediener sprang herab und erbot sich galant die Witwe zu begleiten und ihren wunderschönen Hund zu tragen, was diese dankbar annahm und der Reisende mit der Hundequipage saß bald gerade zu meinen Füßen auf der Schwebebank über den Pferdeschwänzen. Seine beiden Bulldoggs waren Verdeckpassagiere geworden und seinen kleinen Reisewagen vermehrte nur um weniges das hinten aufgebundene Gepäck.

Oben aber, auf der Outside der englischen Mailpost, gab es eine etwas lebhafte Konversation zwischen dem Spitz des Kutschers und den Bulldoggs des Reisenden, die jedoch gegenseits so angebunden waren, daß sie einander nicht mit den Zähnen erreichen, wohl aber anfletschend anbellen konnten. —

Nun erst erkannte ich den jungen Reisenden vor mir.

Ich tippte ihm auf die Schulter und schrie ihm zu, kaum verständlich durch das Gerassel und Hundegekläff: „Willkommen Herr — vom Domthurme.“

„Ha, Sie da“ — rief er mir freundlich zu, „denken Sie sich, wir haben die ganze Nacht oben kampiren müssen — aber es war eine himmlische Nacht!“

„Sie und die junge Dame?“ rief ich erstaunt.

„Nun, ja“ entgegnete er „Ihre Führerin hatte ja die Thüren zugeschlagen und Niemand hörte uns rufen!“ — —

Weiter ließ uns das Hundegebell nicht reden.

In Brandenburg logirte ich mit ihm auf einem Zimmer. Nach einem trefflich bereiteten Bierfisch machten wir noch in der Abenddämmerung einen Spaziergang zusammen, und nun erzählte mir der interessante junge Mensch von der entzückenden Nacht, die er theils auf der Galerie, theils auf der engen, dunkelen Wendeltreppe des Domthurmes verlebt hatte; — oder vielmehr, er erzählte nichts und ließ nur errathen; denn es war nichts Zusammenhängendes — er mochte wohl auch aus Diskretion nicht Alles sagen.

„Aber sie ist ein Engel,“ rief er aus, „bald weinte sie, bald lachte sie über den unangenehmen Zufall, der mir übrigens gar nicht so unangenehm war. Bald wurden wir sentimental, denn die Mondscheibe schwebte in stiller Pracht über dem stillen Elb-Strome und der schlafen-

den Stadt, tief unter unsern Füßen, bald graute sie sich wie ein Kind wenn die Dohlen flatterten an der Krone auf der Thurmspitze, oder die Eulen mit ihren glühenden Telleraugen im Dunkelen blinzelten oder unhörbar um unsere Köpfe schwebten; oder wenn der Wind heulte im Geschnörkel oder in dem durchbrochenen Glockenstuhle, wenn die Glocken dröhnten in markerschütternder Nähe und die grotesken Thiergestalten der Dachrinnen, sich wie Gespenster zu regen schienen. — Dann wieder war ihr Alles ein luftiges lustiges Abenteuer. Lachend fügte sie sich in das Unabwendliche — amüsirte sich darüber, wie ihre Begleiter sich um sie ängstigen würden und meinte, das Leben sei anmuthig, wenn man es nur leicht zu nehmen wüßte. Jede Tiefe des Gefühles oder der Weltanschauung laufe am Ende auf Pedanterie hinaus, wer glücklich leben wolle, müsse die Gegenwart genießen, die Vergangenheit vergessen und an die Zukunft nicht denken. — Und mit diesen leichtsinnigen Aeußerungen im Widerspruch sang sie mit ihrer schönen, zum Gemüth dringenden Altstimme, das schöne, schwermüthige Lied:

„Sterne der Nacht,
Ihr seid erwacht,
Ach und alleine
Sitz' ich und weine.
Seid mir gewogen,
Täuschet mich nicht,
Sehnendes Streben,

Verschwiegnes Glück,
Kehre mir Leben,
Ach kehre zurück!"

und der Gesang hatte sie selbst so schwärmerisch innig gestimmt, daß sie sich an mich lehnte — Zähren vergoß und mit mir meine Küsse duldete — meine Liebesschwüre erhörte und erwiderte. — —

„Gott — ich werde indiskret" — unterbrach er sich selbst — und am Ende war ja doch das Ganze nichts mehr als eine reizende Tändelei, denn als am folgenden Morgen endlich die Stunde unserer Erlösung schlug und ich sie mit schwerem Herzen nach dem Schwan, wo sie logirte, zurückbegleitete, und mit Thränen im Auge ihre feine, weiße Hand drückend, fragte: „und wenn werden wir uns wieder sehen, süße Lilla?" — entgegnete sie: „Niemals!" Sie lächelte, aber ein Thräne schimmerte ihr im großen, tiefen Auge — und ein Ring mit dem Symbol von Glauben, Liebe und Hoffnung — war in meiner Hand zurückgeblieben — ob geschenkt, oder verloren — oder geraubt — ich weiß es nicht, aber sie entschwand mir durch die eben geöffnete Thür und ich blieb träumerisch, trostlos zurück. —

— „Und sie nannte sich Ihnen nicht?"

„Sie nannte sich Lilla. — Die Poesie jener Nacht war viel zu himmlisch, um an die triviale Prosa bürgerlicher Verhältnisse und Namen denken zu können. — Sie

fragte auch nicht nach dem meinigen. — Leider begreife ich jetzt zu spät, daß ich dadurch jedes Mittels und Weges beraubt bin, sie jemals wiederzusehen. Freilich mag sie auch Gründe haben, es nicht zu wünschen und ihre Verhältnisse und Ansprüche scheinen bedeutend höher zu stehen als die meinigen.

„Ist sie vermählt?"

„Das quält mich eben, daß ich das nicht weiß, übrigens scheint sie in irgend einem Verhältniß zu stehen mit dem ältlichen Herrn, den ich auf dem anderen Domthurme bemerkt hatte — ob er aber ihr Vater, Oheim, Gatte oder Freund ist — mag Gott wissen." —

Am folgenden Tage saß der junge Mann im Coupé an meiner Seite. Die Hunde auf dem Verdeck hatten sich gegenseitig befreundet und schwiegen. Der größere Theil der Reisegesellschaft schlief und im kleinen Hundetrabe rollte der Wagen leicht hin über die ebene Chaussée. Schon wechselten die sandigen Steppen der Mark mit reizenden Wasserpartien, der Havel und Landseen, und die Landschaft gewann durch die breiten Kronen und gelben Stämme verstümmelter Fichten auf trocknen Hügeln, unter dem reinblauen Himmel des heißen Sommertages, einen italienischen Charakter, welcher sich in der Nähe von Potsdam, bei Baumgartenbrück u. a. noch erhöhte, durch kleine Villen, Weinberge und Aprikosenplantagen, die man bald am Wege, bald in einiger Ent-

fernung sah. Dort links arbeitete der Telegraph, rechts über den Seen lag ein Fischerdorf — im Hintergrunde war ein Durchblick auf Potsdam und dessen reizende Umgebungen — Sanssouci, das neue Schloß, die Schlösser von Glieneke und des Prinzen Wilhelm auf dem Babertsberge, die holländischen Windmühlen, unter diesen die berühmte, welche noch als Denkmal der Gerechtigkeit Friedrich's des Großen gezeigt wird und dann in der Tiefe die Häusermasse mit dem vergoldeten Atlas auf dem Rathhause und den Statuen auf dem Schlosse und mehreren Privathäusern — das Alles zusammen genommen machte einen einzigen Eindruck auf das Gemüth, der sich bei mir wenigstens noch erhöhte durch schöne Erwartungen und Hoffnungen, die sich an diesen Anblick knüpften.

„Das war sie!" rief mein junger Freund uud war glühend, dann wieder bleich geworden. Und ein eleganter Reisewagen mit vier Postpferden bespannt, einem Bedienten und einer Kammerjungfer auf dem Bedientensitz hinter dem Wagen — im Innern aber eine Dame und ein ältlicher Herr im Fond — eine andere Dame dem Anscheine nach die Gesellschafterin der Ersteren, ihr gegenüber. Und jene im Fond mit dem feinen florentinischen Strohhut und dem kostbaren indischen Shawl hatte mein junger Reisegefährte für die Bewußte erkannt. Sie selbst hatte über unser abenteuerliches Reisefuhrwerk gelä-

chelt, — ob sie den jungen Mann bemerkt, blieb selbst diesem unentschieden. Er schämte sich fast seines Reiseaufzuges dieser Hohen gegenüber und beruhigte sich nur bei dem Gedanken nicht erkannt zu sein.

„Da sind wir!" —

Die Einfahrt in das Brandenburger Thor versetzte uns mit fast schaurigen Gefühlen zurück in die Zeiten Friedrich's des Großen. Diese schönen, meistens verwitterten Fronten, reich verziert nach dem Muster römischer Paläste im Geschmack des siebzehnten Jahrhunderts, erzeugten für den ersten Augenblick diesen Eindruck, der indeß bald wieder durch neuere Fronten und elegantere Gebäude sich verwischte und modernisirte. Dazu die breiten Straßen, massiven Häuser im verschiedensten Baustyl; und man muß gestehen: Potsdam gehört zu den schönsten Städten Deutschlands. — Durch die Eisenbahn mit Berlin verbunden belebt es sich großstädtisch und der fortschreitende Abputz der Häuser giebt ihr bald das reinlich-nette Ansehen, ohne welches die architektonische Schönheit nur noch bei dem gothischen Baustyl ihre Wirkung thut.

---

3. Die Wasserpartie nach Templin.

Zu den angenehmsten gesellschaftlichen Vergnügungen gehören die Wasserpartien auf Gondeln, mit Musik und Gesang, nach irgend einem der weniger besuchten

Orte hin, wo eine geschlossene Gesellschaft sich ungezwungen der heitersten Laune und dem geselligen Frohsinn hingeben kann.

Es war wenige Tage nach meinem Eintreffen in Potsdam, als ich das Glück hatte, bei einer solchen Veranlassung in einen liebenswürdigen Verein dieser Art eingeführt zu werden.

Es mag hier die Gesellschaft sich in den verschiedensten Kreisen bewegen, es mögen hier und da Absonderungen oder Koterien stattfinden — so gewährt doch das hiesige Gesellschaftsleben die Annehmlichkeit, daß nicht durch philiströses Klubbs-Kastenwesen die freie Geselligkeit völlig ertödtet wird und dann, daß es der liebenswürdigen wahrhaft gebildeten Familien hier genug giebt, um auch ohne mit Repräsentation ein Haus zu machen, die angenehmsten musikalischen und gesellschaftlichen Genüsse zu finden, oder einen ungezwungenen freundschaftlichen Familienumgang mit einem heiteren erfreulichen Zusammentreffen an öffentlichen Orten — also den Duft eines humanen socialen Lebens zu gewinnen.

Unsere Gesellschaft fuhr in zwei Gondeln. Auf einem dieser zierlichen grüngemalten, verdeckten Schiffchen erscholl eine Alles belebende Harmoniemusik mit Klappenhörnern, von Gardehauboisten trefflich ausgeführt. Auf beiden Gondeln war die Gesellschaft vertheilt, meistens aus jüngeren Herren und liebenswürdigen jungen

Damen bestehend — blühende Gesichter voll jugendlicher Heiterkeit — und dieses Wiegen der Gondeln, dieses Näherschweben gegeneinander und Entfernen — dieses Herüber- und Hinübernicken und Grüßen — heitere Gespräche, Lust und Lachen — reizende Uferfernen und der frische Duft des Wassers — das Element der Najaden — entzückende Lust — o wie himmlisch schön ist das Leben! —

Unbemerkt hatte uns eine dritte Gondel eingeholt. Sie ruderte an uns vorüber, denn mehrere junge Männer der aus dem Verein der Liedertafel bestehenden Gesellschaft hatten mit zum Ruder gegriffen. Während der Pausen unserer Musik hallten die schönen vierstimmigen Gesänge eines trefflich eingesungenen Männerchores von dort herüber.

Das trug nicht wenig zur Belebung der Scene und Erweckung des Frohsinns in unserer Gesellschaft bei. Auch in dieser befanden sich Sänger und Sängerinnen, indeß die Freuden des Gesanges wurden für die Stille der Nacht aufgehoben, wenn die Tonwellen mit den Wellen der Nymphe spielend dem nächtlichen Gesange auf dem Wasser die magische Wirkung geben.

Unter den Sängern auf jenem Schiffe hatte ich einen jungen Mann bemerkt, der mir einige Aehnlichkeit mit jenem interessanten jungen Fremden im Dom zu Magdeburg zu haben schien. Nur war er jetzt nicht mehr so auffallend burschikos gekleidet, sondern mehr nach

der allgemeinen Mode, dabei jedoch trug er noch über den kurzen dunklen Rock den zurückgeschlagenen Hemdenkragen — diese freie Jünglings-Tracht, welche den feinen genialen Gesichtszügen des jungen Mannes so anmuthig kleidsam war.

Unsere Gondelfahrt ging nach der schönen einsamen Waldpartie von Templin. Dort auf einer in das herrliche Wasserbecken der Havel hervorspringenden Halbinsel befinden sich vor einem Salon mit Nebenzimmern unter dem Schatten hoher Linden, vom Waldesdunkel umgeben terrassirte Plätze mit grünen Tischen und Bänken besetzt — das Wirthshaus in einiger Ferne, hinter dem Salon aufsteigende Berge mit Fichtenwaldungen, die von einigen Höhenpunkten entzückende Aussichten über die reizenden Wasserbassins der Havel und Landseen eröffnen.

Hier war der Tummelplatz unserer Gesellschaft. — Nach dem Kaffee gesellschaftliche Spiele, heitere Spaziergänge, Eröffnung des ländlichen Tanzvergnügens mit einer Polonaise im Freien — dann Picknick, Gesang und Gläserklang unter den herrlichen, erleuchteten Baumhallen und Ball im Salon — so reihte sich eine fröhlichduftende Lebensblume an die andere, um einen Tag zu verschönern, der immer zu den angenehmsten Reminiscenzen meines Lebens gehören wird.

Eine Episode in diesem gesellschaftlichen Treiben bildete für mich und noch einige Freunde des Gesanges das

das Anhören der Leistungen der Liedertafel, die in einem Bosket hinter dem Salon für diesen Abend ihre heitere Sitzung hielt.

Unter den Solopartien erregte besonders ein Bariton von seltener Frische und Ausbildung bei einem zum Herzen dringenden Schmelz der Weichheit, neben Fülle, Kraft und Rundung, die allgemeinste Aufmerksamkeit, und besonders Theilnahme unter den Damen, wozu vielleicht das blasse, interessante Gesicht des jungen Sängers nicht wenig beitrug. — Zu meiner angenehmen Ueberraschung erkannte ich in diesem anmuthigen Sänger auf das Bestimmteste den jungen Fremden vom Domplatz zu Magdeburg. — So hatte ich mich doch nicht geirrt. — Bald erklärte mir einer von der Liedertafel, den ich kannte, das Räthsel. Es war ein junger Liederkomponist, der bereits Ruf in der musikalischen Welt hatte, durch die einfache Lieblichkeit seiner Liederkompositionen und die ergreifende Wirkung seiner schönen Romanzen. An Geist und musikalischer Bildung seinem Alter vorangeschritten, war er früh schon fast ein musikalisches Wunderkind gewesen, das fünf Instrumente mit Auszeichnung spielte und im zwölften Jahre schon fehlerfreie Fugen gesetzt hatte. Jetzt war er im Begriff nach Berlin zu gehen, um dort das Einstudiren und die Aufführung seiner ersten Oper zu leiten, von der man sich nach den

hier und dort in Gesellschaften vorgetragenen Piecen viel versprach. —

Wenn ich den wahren Namen dieses jungen Mannes nennen wollte, würde ihn jeder kennen. Es genüge daher, ihn Alexis zu nennen.

Gegen Abend war eine elegante Equipage unter den dunklen Linden angekommen, denn es führt auch ein angenehmer Landweg durch den Wald dorthin. Ein ältlicher Herr und zwei Damen waren ausgestiegen und hatten, entfernt von unserer Gesellschaft und noch weiter von der Liedertafel, unter einem dunklen Laubdache Platz genommen. Jetzt aber, als der Abend schon dämmerte, stand diese kleinere Gesellschaft, halb verdeckt vom Gebüsch in der Nähe der Liedertafel und horchte auf die Gesänge derselben, besonders auf den wunderschönen Bariton jenes jungen Komponisten.

Plötzlich verstummte er. Der Ton schien ihm recht eigentlich in der Kehle stecken zu bleiben und so starrte er auf den einen Punkt hin, wo die beiden Damen standen, die mit dem ältlichen Herrn in der erwähnten Equipage angekommen waren. Es war, als habe ihn eine große Erinnerung mächtig ergriffen, und traue er seinen Augen noch nicht; da bemerkte ich, daß die eine dieser Damen, die jung und schön war, mit einer gewissen Bedeutung ihn ansehend, sich selbst den Finger auf den Mund legte und kaum merklich den Kopf schüttelte. Dann gab sie

ihrem Begleiter den Arm und diese drei zogen sich schnell zurück, während sie sich noch einmal umsah.

Das war sie gewesen, jene räthselhafte Fremde, die er liebte. — Der Bediente flog, ihrem Wink gehorchend, die Wagenthür der noch angespannt harrenden Equipage zu öffnen und nach wenigen Augenblicken rollte sie durch das Waldesdunkel davon.

Im Begriff meinen jungen Freund wieder aufzusuchen, bemerkte ich, daß er die Gesellschaft der Liedertafel schon verlassen hatte. Ich ging ihm entgegen um ihn anzureden. Doch er war sichtbar eilig und ängstlich. Im Vorübereilen drückte er mir die Hand und flüsterte mir zu, mit einem Ausdruck der Leidenschaftlichkeit, der mich selbst ergriff und für den jungen Menschen besorgt machte: „Das war sie." — Damit drückte er zuckend meine Hand und eilte wie ein gehetzter Hirsch in den dunklen Wald hinein.

Seine Freunde von der Liedertafel waren um ihn besorgt. Er hatte seit einigen Tagen Spuren von Melancholie verrathen.

---

4. Glieneke.

Es war einer der prachtvollen Abende, womit der Himmel uns in diesem Sommer so reichlich beschenkt hat. Ich stand ganz allein auf der schönen neuen Brücke über

die Hävel, die auf der halbverwaiseten Berliner Straße sich, in der Nähe des reizvollen Landsitzes des Prinzen Karl, befindet. — Nie habe ich Schöneres gesehen, als diese himmlische Aussicht auf das weite stille Wasserbecken, dessen bewaldete Ufer in duftiger Ferne dämmerten. Der Himmel von Abendroth vergoldet, mit leichtem Purpurgewölke überflogen, flammte im Widerschein des Wasserspiegels, so weit rechter Hand hin das Auge sich der sinkenden Sonne zuwendete und die dunkelsten, markigen Schatten füllten die rechte Seite des prachtvollen Gemäldes — das man, wenn die Natur nicht unendlich schöner und erhabener wäre, als die Kunst, für ein Bild von Claude Lorrain hätte halten mögen. — Im Vordergrunde dieser Schattenpartie befand sich ein großes Havelschiff, mit gerefften Segeln vor Anker liegend, weiterhin im Gebüsch versteckt die täuschende Decoration einer Fregatte und zurück am Ufer jenseits der Esplanade an der Spitze des Parks, wo dieser an die Landstraße stößt, das reizende Belvedere in Tempelform mit seiner bewundrungswürdig zarten Skulptur, dann weiterhin das prinzliche Cassino mit Plateform, Berceau und Kolonnade und ganz in der Ferne dämmerte an der Waldspitze des jenseitigen Ufers das weiße Schlößchen von Lacrow.

Versunken im Anschauen dieses wunderbarreichen Gemäldes, das jetzt durch den warmen Farbenton des Abendhimmels den magischen Reiz einer italienischen

Landschaft gewonnen hatte, sah ich gedankenvoll dem fernen fliehenden Segel nach, und den kleinen Fischerkähnen, welche die goldenen Fluthen durchfurchend endlich in den duftigen Schattenpartien des Bildes verschwanden. — Da hörte ich plötzlich den melancholischen Gesang einer schönen Baritonstimme von Guitarrentönen begleitet und ich erkannte unfern in einem kleinen Nachen, von einem Fischermädchen gerudert, meinen jungen Freund, der in die Gegend des Parks von Glieneke sich über den goldenen Wasserspiegel rudern ließ. — Der sich entfernende Nachen zog lange Furchen in die Goldfläche und schien hinter der Fregatte an den hintern Theil des Parks, wo derselbe nur noch durch das Wasser begrenzt ist -- noch jenseits der im römischen Geschmack erbauten Wasserkunst — angelegt zu haben.

Diese Erscheinung war mir um so auffallender, als ich in demselben Park — der dem Publikum bekanntlich nicht geöffnet ist — eine Stunde vorher jene schöne Fremde gesehen hatte, die er Lilla nannte.

Eine der malerischsten Partien dieses prinzlichen Parks erblickt man durch das zarte Drahtgitter, welches ihn hier an der Seite der Landstraße, wo sich der Haupteingang desselben befindet, begrenzt.

Hinter einem grünen Rasenstücke erhebt sich eine überfließende Wasserschale, aus deren Mitte ein Strahlenbündel von Fontainen einen flimmernden Sprühregen

über das plätschernde Bassin verbreitet. Zugleich speien zwei broncene Löwen, von welchen auf jeder Seite der Fontaine Einer auf einem von vier zarten Säulen getragene Postament steht, ein fächerartig sich ausbreitendes Wasserband durch jene Sprühregen in die muschelförmige, große Schale. Diese bildet das Bassin und das ganze graziös sich bewegende Wasserspiel gewährt einen schimmernden und magisch-durchsichtigen Vorhang, hinter welchem, im Waldesgrün lauschend, eine mit Epheu umrankte Partie von der, im italienischen Geschmack erbauten, Villa, mit ihren, die ganze Höhe der Fenster füllenden Spiegelscheiben und ihren antiken Blumenvasen auf den Zinnen des Daches, sichtbar wird. Leicht hingeworfene Treppen führen über den grünen Rasen, an überhängenden Ziergesträuchen und malerischen Baumgruppen mit zartem Gefieder von Mimosen und anderen exotischen Gewächsen vorüber.

Dort auf einer der Treppen stand eben jene Dame, die durch ihre Anmuth, herrliche Figur und einfach-geschmackvolle Kleidung aus ihren Umgebungen vortheilhaft sich hervorhob. Diese bestanden aus drei Damen, wovon Eine, in Grau gekleidet, ältlich war, die beiden Anderen jünger. Hinter diesen etwas zur Seite standen drei Offiziere, zwei davon waren nach ihren reichen Epauletts und vielen Ordensdekorationen zu schließen, Stabsoffiziere von hohem Range, der Dritte war jung und

schlank, dem Anschein nach Adjutant. Mit ihnen im Gespräch befand sich eben jener ältliche Herr, welchen ich schon früher ein paar Mal in Lilla's Begleitung gesehen hatte. Jetzt hatte ich Gelegenheit ihn genauer zu betrachten. Er trug ein kurzgeschnittenes weißes Haar, das ungewiß ließ, ob es gepudert oder vom Alter gebleicht war. Diese Weiße des Haares hob die Röthe eines vollen Gesichtes mit angenehmen jovialen Zügen. Blendend weiße Wäsche und Weste, ein schwarzer Leibrock und dergleichen lange Beinkleider, Schnallenschuh mit grauen Strümpfen und unter dem Arme ein plattgedrückter elastischer Biberhut, vollendete die zierliche, reinliche, jedoch seinem Alter angemessene, Toilette des ziemlich wohlbeleibten Mannes. Ein Ordens-Stern auf seiner linken Brust deutete auf den hohen Rang desselben und sein feines anmuthiges Benehmen, auf die Gewohnheit sich in den höchsten Kreisen der Gesellschaft zu bewegen und dort eine hohe Stellung einzunehmen. Die Rangoffiziere verriethen durch Stellung und Benehmen, daß er bedeutend höher stand als sie selbst. Die größte Aufmerksamkeit und eine fast respektvolle Artigkeit wurde vor Allem jener jungen Dame erwiesen. Der Adel ihres Anstandes und die graziöse Hoheit im Wesen, womit sie diese Huldigung als ihr gebührend aufnahm, berechtigten fast zu der Vermuthung, daß sie selbst vom fürstlichen Range war. Indeß andere Umstände widerstrebten dieser Vermuthung.

Eben im Begriff weiter zu gehen sah die junge Dame nach der Uhr, machte dann den Herren eine leichte anmuthige Verbeugung und entfernte sich am Arm einer jungen Dame, mit raschen leichten Sylphidenschritten über den Rasen dahin schwebend. — Beide verschwanden im Waldesdunkel des Parks. Bei einem Durchblick zwischen den Baum- und Bosketgruppen sah ich sie noch einmal Beide Arm in Arm über den Bowling-green wandeln. Sie schienen Beide sehr vertraut und in ein Gespräch von wahrem Herzensinteresse vertieft zu sein.

Ich bemerke nur noch, daß die Richtung des Parks, wohin sie sich gewendet hatten, dieselbe Gegend — an der Havel hinauf war, wohin sich etwas später der junge Sänger, auf seinem Nachen, gewendet hatte.

Ob das verabredet war? — ob sie sich getroffen haben mögen? — das war Geheimniß.

Ein Bild des Schweigens — standen zwei Störche auf dem Rande des Bassins am Sprühregen der Fontaine — so regungslos und bedeutsam geheimnißvoll, wie Ibisbilder in den Hieroglyphen egyptischer Monumente.

Die Fahne steckte nicht auf der Zinne des Schlosses, zum Zeichen, daß der Prinz nicht anwesend war.

5. Gebhardt's Garten.

Vor dem Berliner Thore rechter Hand an der nach Glienecke führenden Allee liegt unter Nr. 9 ein wenig bekannter, öffentlicher Garten mit Restauration, der sich den Fremden durch nichts — nicht einmal durch ein Schild — den Eingeweihten aber durch den Namen: „Gebhardt's Garten," empfiehlt. Sonntags und Montags gehe man nicht dorthin; dann mag die Gesellschaft mitunter nicht besonders nobel sein; aber an den übrigen Wochentagen gewährt diese Gartenrestauration folgende Annehmlichkeiten:

1) Einen schmucklosen, hölzernen Chiosk — oder wenn man will: Belvedere — das über dem Wasser sich erhebt. Dort ist der köstlichste Ruhesitz, den sich die Phantasie eines für Naturschönheiten schwärmenden Dichters nur träumen kann. Im Schattensitze überblickt man die breite Havel, die durch ihren stillen, weiten Wasserspiegel die größesten Ströme Deutschlands an Schönheit überbietet. Mit Landseen hier und dort vereinigt, gleicht sie selbst einem See, dessen ferne Ufer Buchten und bewaldete Vorgebirge kränzen. Rechts hinunter sieht man die Vulkane sprühenden Koaksöfen des Bahnhofes, hört das Pfeifen, Stöhnen und Klopfen der Lokomotiven und kann auf der Eisenbahn bis über Nova-West hinaus die langen, wie Schatten dahergleis-

tenden Wagenzüge verfolgen. — Gegenüber die Baberts-berge mit der bedeutenden Zuckerraffinerie des reichen Ja-kob's, dem Landsitze des wohlthätigen ersten Begründers des hiesigen Civilwaisenhauses, Kanzleirath v. Türk, weiterhin, außer manchen andern schönen Gebäuden, auf der Höhe des Berges die neue Wilhelmsburg — das im englisch-gothischen Geschmack erbaute Palais des Prinzen Wilhelm, und ganz links die schöne, lange Glienicker Brücke mit dem schon erwähnten, reizenden Parke und Schlosse des Prinzen Karl — und so bildet das Ganze ein halbes Rundgemälde von entzückender Schönheit.

2) Zu den materiellen Annehmlichkeiten dieser Gar-tenrestauration gehört die gute Küche. Man kann nichts Schmackhafteres und Billigeres finden, als hier ein Abendessen, wovon eine halbe Portion zu drei Silbergro-schen schon genügt, einen ganz guten Appetit zu stillen. Ueberhaupt ist hier die ganze Bewirthung — welche die reinliche Wirthin mit ihren beiden hübschen Nichten an-ständig und freundlich selbst besorgt — reinlich, trefflich und billig.

3) Unter Bäumen befindet sich ein schattiger, von einem Laubdache überwölbter Tanzplatz für das Sonn-tagspublikum, aber das noblere Wochenpublikum liebt diesen Platz, um sich dort im kühlen Schatten oder Abends bei traulicher Beleuchtung zu restauriren.

4) Zu einer Hauptannehmlichkeit dieses Ortes zähle

ich, daß es nicht von Zugvögeln fremder Gäste überfluthet wird. Wer ein großes glänzend fremd bewegtes Publikum sucht, bleibe hier fort; wer aber heitere Gemüthlichkeit liebt, werde hier Stammgast. Einzelne Familienzirkel, kleinere Damen- und Kegelgesellschaften aus den höheren Ständen haben sich hierher gewöhnt und finden hier Annehmlichkeiten, die das glänzendste Etablissement nicht gewährt.

Hier war es, wo ich an einem wunderschönen Sommerabende nach zehn Uhr noch ganz einsam auf einer lauschig im Gebüsch am Wasser belegenen Bank saß, und meiner Gewohnheit nach in halber Träumerei anmuthigen Spielen meiner Phantasie nachhing.

Da hörte ich in dunkler Ferne auf dem stillen, tiefen Wasserspiegel einige Guitarrenklänge, dann einen schwebenden Zweigesang mit halben Stimmen gesungen, Töne, die so schön und getragen waren, daß sie aus der Tiefe liebender Seelen heraufzuquellen schienen. Wäre die eine Stimme nicht ein Bariton von seltener Weiche gewesen, so würde die poetische Illusion eines Sirenengesanges nahe gelegen haben.

Ich horchte, und glaubte die Stimme zu erkennen. — So hatten sie sich endlich gefunden, die Liebenden, die eine Welt widerstrebender Verhältnisse für immer getrennt zu haben schien — aber wie und wo? —

Der Gesang schwieg. Das Plätschern der Ruder

kam näher. — Die Nacht war klar und sternenhell. Ich sah den Nachen sich wiegen auf der stillen Fluth. Zwei Figuren saßen darin — die eine — eine weibliche — in der Mitte — die andere, männliche — mit zwei Rudern taktmäßig das Wasser schlagend, — ihr gegenüber.

„Hier ist's" — sprach er mit gedämpfter Stimme und wendete den Kahn gegen die kleine Bucht am Ufer.

„Ich sehe kein Licht dort" — sprach sie — „das ist gut; — keine Störung, kein Verräther!" —

„Das wußte ich schon" — sprach er — „man trifft hier an Wochentagen selten Gäste so spät." —

Damit legte er den Kahn an und befestigte ihn mit einer Kette. —

„Nun Liebe" — bat er ihr die Hand zum Aussteigen reichend — „unser kleines Souper ist zum Voraus bestellt."

„O das ist himmlisch" — rief sie mit der Heiterkeit eines kindlichen Wesens, „ich mache dabei Deine kleine Frau — diese Nacht — doch sieh erst zu, ob kein Mensch da ist — wir bedürfen ja keine Zeugen unseres Glückes — und wenn servirt ist in der dunkeln Laube, die Du mir beschrieben, so schickst Du die Bedienung hinein und holst mich zu Tische — nicht so mein Guter?" —

Mit unnachahmlichem Wohllaut der Stimme hatte sie diese Worte gesprochen, der Kahn schwankte, er hatte das holde Wort von ihren Lippen geküßt und ver-

schwand in der Dunkelheit des Laubenganges, dem Hause zueilend. —

Sie saß noch allein im angeketteten Kahne. Mit zarten Fingern glitt sie über die Saiten der Guitarre, die auf ihrem Schooße ruhete, und es hallte so leise, wie die Harmonien einer Aeolsharfe. Kaum bemerkte sie, daß es klang, so dämpfte sie mit der Hand den Ton und ich glaubte sie leise weinen zu hören.

Dabei sprach sie — unbewußt vielleicht, wie eine Somnambule, leise und abgebrochen einige Worte, welche die Räthsel ihrer Erscheinung eher vermehrten als verminderten. —

„Zerreißen was mich bindet? — es wäre Wahnsinn, eine glänzende Stellung zu verlassen, um zu einem Nichts herabzusinken. — Mich fesseln durch Liebe? — nimmermehr! — das hieße Blei mir an die Füße hängen, wenn ich auf den Engelschwingen der Kunst mich in unendliche Räume erheben wollte. — Lilla bleib fest! — es sei das erste, aber auch das letzte Mal, daß Du, dem Zuge des Herzens folgend, es wagest, menschlich zu fühlen. Nur dann genossen im Fluge die himmlische Glückseligkeit der Liebe — dann aber nicht wieder — nie wieder im Leben. — Sein Bild stehe im Heiligenschrein meines Herzens; aber er selbst sei mir todt, wenn die schönen Illusionen dieser Nacht vorüber sein werden."

Nun brannten zwei Lichter in Glasglocken unter

dem dunklen Laubdache des Tanzplatzes. Er kam und half ihm beim Aussteigen. An seinem Arme schwebte sie wie eine Elfe unter dem Weidengebüsche am Ufer dahin, und bald saßen Beide am kleinen Tischchen, worauf die nationelle Lieblingsspeise der Spree- und Havelanwohner — der kräftige Bierfisch, zu dampfen schien. — Sie legte mit reizender Lebendigkeit Hut und Handschuh ab, und machte die Wirthin und Hausfrau mit der heitersten Anmuth, und er entkorkte indeß eine Flasche Champagner. —

Nun erkannte ich sie freilich beim Scheine der Lichter auf das Bestimmteste. Es waren Lilla und Alexis —

Länger zu lauschen, hielt ich für indiscret. Ich entfernte mich unbemerkt auf einem Seitenwege.

„Wie sie glücklich sein werden!" — dachte ich — „aber giebt es ein Glück ohne Hoffnung auf Dauer desselben?" —

---

6. Die Eisenbahn.

Wenn man die volle, schauerige Wirkung der feuersprühenden Lokomotive und des fliegenden Wagenzuges empfinden will, sehe man dieselbe zum ersten Male nicht auf dem Bahnhofe bei dem langsamen Abfahren und bei der gehemmten Ankunft; nicht die kochenden und pfeifenden Maschinen, die auf dem Bahnhofe geheizt und auf Drehscheiben gedrehet, und die Tender gefüllt werden,

und auf den sich durchkreuzenden Bahngleisen langsam hin und her fahren; sondern man sehe sie eine halbe Stunde fern vom Abfahrorte wo möglich Abends, mit ihren rothen Laternen vorüberfausen.

Um diesen Eindruck zu gewinnen, hatten wir gegen Abend einen Spaziergang nach dem nahen Flecken Nowa-West gemacht, welcher eine ursprüngliche böhmische Weberkolonie jenseits der Nuthe ist, durch deren breite, mit hohen Lindenalleen bepflanzte Hauptstraße die Eisenbahn von Potsdam nach Berlin in ihrer ganzen Länge zieht. — Auf der rechten Seite dieser breiten, schnurgeraden Dorfstraße wohnt in einem der niedlichen, kleinen massiven Gartenhäuser — wie alle die von Gärten umgebenen netten Wohnhäuserchen aussehen — Herr Nagel, Kaufmann und Schulz des Ortes. Vor diesem Hause stehen Tische und Gartenstühle, auf welchen sich unsere Gesellschaft niederließ, um den Thee einzunehmen — denn bei Herrn Nagel hat man gute und billige Bewirthung — und es gewährt einen eigenen Reiz, dort unter den riesigen Linden mit ihrem tiefen, malerischen Baumschlage einen schönen Abend hinzubringen, um die Wagenzüge auf der Eisenbahn vorüberfliegen zu sehen. Wenn vom Bahnhofe her die gellende Pfeife schallte, oder der Bahnwärter am Häuschen die Schlagbäume zu den Ueberfahrten über die Bahn schloß und mit ausgestrecktem Arme das rothe Fähnchen hielt, zum Zeichen, daß Alles in der

Ordnung sei: so eilten wir an das Gatter, das auf beiden Seiten die Bahn umschließt, und horchten auf das ferne Pucken des Räderwerkes der Maschine. Je schneller das „Puck, Puck Puck!“ derselben, um desto rascher war der Flug des Wagenzuges, und desto größer das Vergnügen, das uns erwartete.

Nun war es tiefe Dämmerung und der vorletzte Wagenzug von Potsdam sollte abgehen. Es war einer der bekannten Pfaueninseltage — d. h. der Tage, an welchen der Besuch der reizenden Pfauen dem Publikum gestattet ist; mithin eine längere Wagenreihe, von rückkehrenden Berlinern besetzt, zu erwarten, als an andern Tagen.

Statt der Fahnen brannten rothe Signallaternen vor den Wachthäusern an der Bahn, deren Mehrere in langer Linie zu sehen waren.

Nun brauſete die Lokomotive heran mit schnellen Klappern, Feuer sprühend und mit rothen Laternen versehen. Auf einmal hörten wir einen Aufschrei von einer weiblichen Stimme. Ein Lämmchen war unter der Barrière durchgelaufen und befand sich auf der Bahn. Kein Rufen und Winken half — einige der zuschauenden Damen wendeten sich um, weil sie es nicht ertragen konnten, das Thierchen im nächsten Augenblicke zermalmt zu sehen. Da war ein junger Mann über die Barrière gesprungen, und stürzte sich gegen das feuersprühende Ungeheuer, das mit Sturmes-Eile heran wüthete, um das

Lamm zu vertreiben. Jene Dame, welche durch ihren Aufschrei dieses tolldreiste Wagniß veranlaßt hatte, war ohnmächtig in die Arme ihrer Begleiterin gesunken. Alles kam so schnell, so augenblicklich, daß Niemand zweifelte, ihn unter den Rädern dieser wüthenden Höllenmaschine zermalmet zu sehen. Um so schrecklicher war das Stöhnen des Dampfes, das Pochen und Stampfen der Maschinen, das Glühen und Sprühen der Feueresse, und wie Cyklopen erschienen die Maschinenmeister, in den Werkstätten Vulkans zu arbeiten, und hinterher in stiller, gespenstischer Flucht huschte die Wagenreihe vorüber, anzusehen wie eine Straße kleiner Häuser, die von unsichtbaren Mächten fortgerissen werden. Hunderte von Menschen, aus den Fenstern dieser fliegenden Häuserreihe sehend, erregten Schwindel durch die Schnelligkeit des Vorübergleitens, und glichen den Seelen der Verdammten, die eine Legion Teufel mittelst feuerspeiender Drachen zur Hölle führte.

Wie der Zug vorüber war, stand der unbesonnene junge Mann an meiner Seite. Er hatte das Lämmchen gerettet und war selbst der Gefahr entkommen.

„Wo ist sie!“ fragte er, indem er meinen Arm mit beiden Händen drückte und wild umher sah.

„Sie! Alexis — wen suchen Sie?“ — fragte ich.

„Sie — Sie — Lilla!“ —

„Eben rollt ihre Equipage davon.“

„Ich darf ihr nicht folgen — ich habe es ihr zugeschworen!“ — sprach er mit gedämpfter Stimme, und hing sich an meine Arme, indem er schweigend neben mir herging.

Erst als wir auf dem Rückwege allein waren, öffnete er mir sein Herz.

„Ich bin der unglücklichste Mensch auf der Welt“ — sprach er — „ich liebe sie und sie liebt mich: ich bin nichts und habe nichts und wenn meine Oper durchfällt, so bleibt mir nichts übrig, als die Kugel vor dem Kopf. Und gelingt es — werde ich berühmt — vielleicht reich genug um eine Frau zu ernähren, so ist sie spurlos verschwunden.“

Nach dieser Aeußerung seines offenen, treuen Gemüths trug ich kein Bedenken, ihm zu sagen, daß mich der Zufall zum Zeugen jener nächtlichen Scene in Gebhardt's Garten gemacht habe und daß ich sie für unglücklicher halte, als er selbst sei; sie habe Thränen geweint. — Doch den Inhalt ihres Selbstgespräches zu verrathen, hielt ich mich nicht für befugt. —

„O ja — sie hat Gemüth“ — sprach er mit einem Ton der Stimme, der halb zweifelnd war; „indeß sie gehört zu den Kindern der Welt. Sie liebt mich, aber vielleicht mehr noch ihre glänzende Stellung in der höheren Gesellschaft, meine Vernunft kann es durchaus nicht mißbilligen, daß sie diese nicht aufgeben will, um einer,

ach vielleicht nur zu schnell vorübergehenden Phantasie willen."

Er ließ dabei den Kopf hängen und weinte still vor sich hin. Ich ließ ihn gewähren — was hätte ich ihm auch trostvolles sagen können, als Gemeinplätze, die auf individuelle Zustände so selten von subjektiver Einwirkung sind? —

„Es war eine himmlisch-schöne Nacht" — fuhr er schwärmerisch fort und schlug das feucht glänzende Auge auf zu den Sternen — „kein Wort der Entweihung von der entzückenden Wonne im Nachen, als die Ruder ruhten und wir uns langsam treiben ließen in schwimmender Lust — Brust an Brust gelehnt, Mund an Mund, mit umschlingenden Armen, gewiegt wie glückliche Kinder im Schooße ihrer liebenden Mutter, dann wieder im Gefühl wie selige Geister zu schweben zwischen Himmel und Erde — die tiefste, heilige Stille der Einsamkeit ringsum — allein mit unserer Liebe unter dem hehren Sternendom, dessen glimmende Funken sich im Wasser spiegelten — O Gott — das Leben ist doch schön!" —

Abermals versank er in Gedanken, dann erzählte er von der reizenden Illusion, wie sie unter der geheimnißvollen, dunklen Baumhalle des Gartens, so anmuthig-heiter die Wirthin und Hausfrau gemacht habe. „Sieh — so würde ich Dir jeden Bissen würzen" — sprach sie mit dem süßesten, wonnigsten Kuß, den ich jemals em-

pfangen — „wäre ich Deine kleine Frau, aber es soll ja nicht sein und darf nicht sein und kann nicht sein — für diese himmlische Nacht bin ich Dein — ganz Dein; aber dann nicht wieder." — — Ehe der Morgen dämmerte, fuhr ich sie zurück nach dem Garten eines Landhauses, von wo ich sie abgeholt hatte — ein Kuß und noch Einen — und der Letzte — und dann war es aus — Alles aus — — und meine Welt war todt!" —

Seine Thränen strömten unaufhaltsam. Erst später vermochte er es, mir einigen Aufschluß über jenes Zusammentreffen zu geben.

„An jenem Tage" — erzählte er — „wo Sie meine Schöne im Park von Glieneke gesehen haben, hatte ich sie dort auch gesehen — in denselben glänzenden Umgebungen, die auch Ihnen aufgefallen sein werden. — Wie versteinert stand ich am Drahtgitter und starrte hinüber nach dem Bosket wo sie stand, umgeben von Offizieren und Damen und in eine lebhafte, leichte Konversation verwickelt zu sein schien. Dabei hatte sie mich indeß doch bemerkt, mit einem der schnellen, flüchtigen Blicke, die nur ein Frauenauge unmerklich beobachtend auszusenden vermag. Den Fächer auf ihren Mund legend, machte sie mir das Zeichen des Schweigens, dann flüsterte sie einer jungen Dame aus ihrer Umgebung ein Paar Worte zu, diese winkte einem Kammermädchen, das in einiger Entfernung stand und letzteres schlug nun, mit

einer weiblichen Arbeit beschäftigt, einen der Gartenwege ein, die am Gitter vorüberführten. Im Vorübergehen sprach sie halblaut: „„in der Abenddämmerung am Wasserfall — aber nicht auf dem Landwege dorthin — das könnte bemerkt werden.““

„So hatte ich einen Kahn genommen und ließ mich von einem Fischermädchen dorthin rudern. Obgleich ich in einer Seestadt geboren, das Ruder zu führen verstehe, so war mir doch hier die Oertlichkeit zu fremd, um die Führerin — die ich zufällig am Ufer getroffen hatte — entbehren zu können.“ —

„Am bezeichneten Ort traf ich sie — mit einer Begleiterin, die jedoch ihr Vertrauen nicht so ganz unbedingt zu besitzen schien — — denn sie sagte, als ich mich nahte: Ha, glücklicher Zufall, der junge Maler, bei dem ich im Auftrage des Fürsten das Transparent bestellen wollte, um am Geburtstage des Königs damit zu überraschen, aber bitte, Liebe, das ist ein Geheimniß, das nur unter vier Augen besprochen werden kann.“

„Lächelnd zog sich jene zurück, doch ohne uns ganz aus den Augen zu verlieren und Lilla winkte mir näher zu treten, mit einer so vornehmen Hoheit und herablassenden Haltung, die ich nie zuvor an ihr bemerkt hatte.“

„Ich nahte mich ihr, in diese Andeutung eingehend, mit abgezogenem Hute — und der äußeren Bezeugung des tiefsten Respektes.“

„Endlich Geliebter!“ — sprach sie mit einer Innigkeit und Wärme im Ton der Stimme und im Blick, mit welcher ihre vornehme Haltung seltsam kontrastirte. „Noch eine Nacht will ich Dir weihen, aber es sei die Letzte, morgen Abend um 10 Uhr halte mit einem Kahn im Gebüsch, hinter dem Garten, der zum Landhaus Nummer . . . an der Berliner Straße gehört. Auf ein leises Händeklatschen kommst Du näher an den Landungsplatz, ich steige ein, und bin dann auf eine einzige glückselige Nacht Deine liebende Braut. — Aber noch Eins. — Um unbemerkt von meinen Umgebungen mich entfernen zu können, muß ich mich krank stellen, um diese Rolle natürlich zu spielen, muß ich fasten, und da ich mir vorgenommen habe, die himmlische Illusion, Dein bräutliches Weib zu sein, mit aller Poesie der Idylle zu führen, dabei aber auch Mensch zu bleiben gedenke, so wirst Du für ein frugales Soupé sorgen im Garten einer von den Gästen schon verlassenen kleinen Restauration.“ Freudig sagte ich zu. Fast verrieth mich der Ausdruck des Entzückens, den ich nicht zu beherrschen vermochte. Sie legte bedeutsam den Finger auf den Mund und entließ mich mit einer vornehmen Handbewegung. — Daß ich den folgenden Tag benutzte, um genaue Lokalkenntniß zu gewinnen, brauche ich kaum zu erwähnen.

„Und ihren Namen, ihre Verhältnisse? . . .“

— „Wohl hatte ich darnach gefragt, aber sie hatte feierlich geantwortet: „Genieße die Gegenwart und denke nicht an die Zukunft. — Soll ich mein Glück zertrümmern, mir mächtige Feinde machen, mein höheres Lebensziel verlieren? — Das wolle nicht fordern und wenn Du es forderteſt, ſo könnteſt Du mich nicht rein und aufrichtig lieben und Deine Liebe wäre kleinliche Selbſtliebe, des großen Opfers nicht werth, das jeder Indiskretion folgen würde. Darum, mein himmliſcher Alexis, wenn Du mich ſo zart und innig liebſt, wie Engelsſeelen lieben können, ſo ſchwöre mir, nie nach meinem Namen, nach meinen Verhältniſſen, nach meinem Aufenthaltsorte zu forſchen und ſollteſt Du mich jemals wieder zufällig treffen, mir nicht folgen, nicht zu thun, als ob Du mich kennteſt.“

„Und ich ſchwor, denn ich wollte ihr ja beweiſen, daß ich lieben könne, wie eine Engelsſeele. Und da wollte ich nur meinen Namen und meine Verhältniſſe ſagen, namentlich von der Oper, die nächſtens in Scene gehen würde.“

„Ich will nichts wiſſen“, rief ſie, mir die Hand auf den Mund legend, „genug daß ich Dich kenne, wie Du biſt und liebſt, Deine Seele und Deinen Leib, Alles was ſo menſchlich ſchön an und in Dir iſt. — Das Uebrige gehört ja der ſocialen Welt an, die unſerer Herzensvereinigung ſo feindlich entgegen tritt.“ „O ſtill

doch, still Geliebter!" — und damit verschloß sie mir den Mund mit Küssen, „am Ende bin ich ja auch Mensch und fühle menschlich schwach und muß mich selbst davor sichern, daß ich Dich wohl wieder aufsuche, um Dir Alles zu Füßen zu legen, mein Glück und mein hohes Lebensziel, und zugleich das Deinige zertrümmere, denn Du bist noch Jüngling, Dein Beruf ist Streben um das Höchste zu erringen, Liebe begeistert und fördert auf dieser Bahn, aber die Fessel der Liebe hemmt, darum schweig! Ich will nicht wissen wie Du heißest, was Du bist und was Du treibst."

„Und sie kennt mich nicht, und ich weiß nichts von ihr. — Aber sie ist meine Welt, und diese meine Welt habe ich verloren!" —

---

7. Der Bahnhof.

Der folgende Tag war ein Sonntag. Das prachtvolle Wetter hatte eine Welt von Berlinern herüber gelockt. Ein Wagenzug war eben angekommen und hatte die Tausende, die schon die Kaffeehäuser und Restaurationen in den schönen Umgebungen Potsdam's füllten, oder auf dem Brauhausberge wie in den Gärten von Sanssouci truppweise wandelten — mit hunderten neuer Gäste vermehrt. Die neue Brücke am Lustgarten gewährte ein groß-städtisches Ansehen, durch die wogende

Volksmenge und die Unzahl von Equipagen und Droschken. Oft war die Passage gehemmt, durch das Aufwinden der Zugbrücke, um ein hochbemastetes Schiff durchzulassen. Auf dem sandigen Bahnhofe vor der Halle, war das Getümmel noch ärger. Vor dem Billetbüreau, wie in den Restaurationszimmern und dem schönen Speisesaal der im italienischen Geschmack mit einem platten Dache — dem sogenannten Plateau — erbauten Bahngebäude, war es voll Gäste. Auf den Treppen, nach dem Plateau hinauf hatten die Billeteurs genug zu thun, die Billets zu empfangen, oder die Passe-partout-Charten sich vorzeigen zu lassen. — Oben auf dem geräumigen Plateau, in der offenen Speisehalle daselbst, im Freien wie unter dem Zeltdache, war die schöne Welt versammelt, Türken mit ihren orientalischen Gesichtern, dem rothen Feß und blauer Troddel, in Uniformen, die den preußischen ähnlich waren, gekleidet, dazwischen, und Berliner Elegants mit rundgeschnittenen Leibröcken und Kinn- und Schnurrbärten, — vielleicht Genies und Literaten, wer kann's wissen? — elegante Damen und nicht elegante, von allen Graden der Schönheit und Häßlichkeit, besetzte Tische, hin- und herrennende Marqueurs, und dazu die Alles belebenden Geister einer schönen Militairmusik, welche leider nur oft genug von dem gellenden Pfeifen der Lokomotiven, dem Schnauben und den Dampfexplosionen der Höllenmaschinen auf dem untenliegenden technischen Bahnhofe unter-

brochen wurde. — Eine desto freundlichere Aussicht gewährte dagegen das Plateau ringsumher auf das herrliche Panorama von Potsdam und einigen seiner schönen Umgebungen. Dort, jenseits der Havel, hinter den Bäumen des Lustgartens mit seinen Trophäen und Statüen hervorragend, das Schloß des erhabenen Monarchen, der im höchsten Sinne des Wortes ein geliebter Vater seines Volkes ist, den die Mit- und Nachwelt den Gerechten nennt und nennen wird, und von dessen Milde und Wohlwollen Potsdam so schöne Zeugnisse gewährt, weiterhin die Stadt mit dem vergoldeten Atlas, dem Träger der Weltkugel auf dem Rathhausthurme, mit den Thürmen und mit Bildsäulen geschmückten italienischen Dächern, mit dem Obelisk und der Dampfmaschine und den Bergen und prinzlichen Schlössern, Alles jenseits des weiten Wasserbeckens der Havel, auf welchem Kähne und Schiffe nach allen Richtungen ziehen. — Und das Glockenspiel des fremdartigen Thurmes der Garnisonkirche, spielt das alte deutsche Lied: „Ueb' immer Treu' und Redlichkeit, bis an dein stilles Grab" — und dazu ertönen die Kanonen des Dampfschiffes, das entweder von der Pfaueninsel oder von Templin zurückkehrt, oft mit einer Salongondel am Schlepptau, eine bunte Menschenmenge an das Ufer setzend, die sich bald in das allgemeine Volksgewühl verliert.

Im bewegtesten Leben brachte jede Minute neue Ein-

drücke und wenn auch im Ganzen Alles fremd und ungezwungen an einander vorüberwogte, so trafen sich doch oft auch Bekannte und bildeten sich kleinere Gesellschaften, was nicht wenig dazu beitrug die Annehmlichkeiten dort zu erhöhen.

Gegen Abend sollte wieder ein Wagenzug abgehen nach Berlin. Es war schon zwei Mal gelautet. Wer noch mit wollte, hatte zu eilen und wenn auch später noch zwei Wagenzüge abgehen sollten, so eilten doch schon Viele nach Berlin zurückzukehren. Droschken und Equipagen fuhren in das Menschengewühl hinein, um den Bahnwagen aller Klassen ihre Contingente zu liefern.

Alexis stand neben mir und schaute in Gedanken verloren, ohne eine Wort zu sagen, über das Eisengeländer des Plateau's hinab auf das Getümmel da unten. — Plötzlich rief er: „das war sie! — sie will mir entfliehen," damit eilte er fort.

Eben lautete die Bahnglocke zum dritten Male. Allgemeine Bewegung. — Zum Unglück hatte sich die Treppe verstopft durch das Heraufschleppen eines großen Korbes von Gläsern zur Illumination, während ein hinauf- und herunterwogender Menschenschwarm gegeneinander gerieth. — Alexis war außer sich. Er bat, flehte, drängte und stieß, und ich folgte ihm. Endlich waren wir unten. Nun im Fluge durch das Restaurationszimmer nach der offenen Halle zum Einsteigen. — Ich hatte allerdings

bemerkt, daß eine sehr elegante Equipage vor dem Eingange in die Bahnhalle gehalten hatte, auch wohl gesehen, daß zwei Damen und ein ältlicher Herr, gefolgt von einem Diener und einem Kammermädchen, die kleines Gepäck trugen, dort ausgestiegen waren, aber ich hatte sie nicht erkannt. Das Auge der Liebe sieht schärfer. — Nun sahen wir eben noch, wie diese Gesellschaft in einen der vordersten Wagen erster Klasse eingestiegen war. Im nächsten Augenblick schon pfiff die Lokomotive und der feuersprühende Herkules setzte den ganzen langen Wagenzug in Bewegung. In der nächsten Minute war Alles wie ein Traum verschwunden.

„Also, nach Berlin?" sprach Alexis vor sich hin, „ich wüßte nicht, was mich hier noch zurückhalten sollte!"

Er nahm eine Bahnmarke für die nächste Abfahrt, küßte mich und versprach mir Nachricht zu geben, wenn sein Geschick, und er meinte damit seine Liebe, eine freundliche Wendung nehmen würde.

„Der Unglückliche," sprach er, „wird schweigen, denn das Leben werfe ich hin, ist mir sein Liebesglanz erloschen."

---

8. Kein Reisebild.

Nach einigen Tagen las ich in der Vossischen Zeitung die Eingangs dieser Reisenovelle wörtlich mitgetheilte anonyme Aufforderung.

Ich durfte nicht zweifeln, sie war von Ihm. — — Ich las sie noch ein Mal und machte meine Anmerkungen dazu. —

„Meine Lage ist dieselbe" — also noch immer keine Hoffnung! — noch keine günstigere Stellung im Leben, die ihn berechtigt hätte, um ihre Hand zu werben. — Doch weiter:

„Die Trennung hat mein Gemüth verändert." — Er ist also schwermüthig geworden, vielleicht gelinder Wahnsinn. Es zeigten sich hier schon Spuren davon.

„Doch hält sich's gefangen." — Also treue Liebe bis zum Tode — sich selbst gebunden haltend, wenn sie es auch nicht ist. Das sieht Dir ähnlich, Du treues Sängergemüth! —

„Das Wiedersehn hängt vom Schicksal ab." — Freilich eine gütige Wendung des Geschicks, ein freundlicher Zufall.

„Die Zukunft liegt in Deinem Willen." — Von Dir hängt es ja ab, schöne Lilla, Bande zu lösen, die vielleicht jetzt Dir ein glänzendes Loos bieten, und ihn dann glücklich zu machen.

„Vertraue auf Gott, gedenke mein, wie ich Dein gedenke, im Rausche Deiner Freuden" — eine Mahnung an ihr Herz, die wohl nicht

überflüssig sein mag bei einem liebenswürdigen Wesen, das so wie sie im Strome des Weltlebens schwimmt. —

Diese Ankündigung war also das letzte Wort einer sterbenden Hoffnung, das er im Schmerze der Trennung an sie gerichtet hatte. Aber ob sie es gelesen haben wird? — Damen pflegen politische Zeitungen nicht zu lesen. Hier freilich finden sich auch Rellstab's Theaterkritiken und Concert-Referate. —

In einem derselben las man:

„Wir haben Gelegenheit gehabt, die Sängerin Lilla . . . . , von Mailand kommend, in einem Privatzirkel zu hören. Ihre Stimme ist ein Naturwunder — an Fülle, Wohlklang und Rundung. Eben so bewunderungswerth ist die Ausbildung derselben — gleiche Kraft und Fülle durch alle Tonregister — herrliches Portamento bei einer ungemeinen Volubilität, perlende Koloraturen und seelenvoller Vortrag — mit einem Worte, ein Stern erster Größe in Polyhymniens Gebiete. — Sie sang eins von den schönen Liedern des noch wenig bekannten jungen Komponisten Alexis . . . und dem Vernehmen nach wird sie in dessen neuer Oper . . . . . die Partie der . . . singen, eine hohe Gefälligkeit, die gewiß viel zum Succeß des Stückes beitragen wird." —

Einige Zeit darauf stand in einem anderen Blatte:

„Die Oper . . . . hat glänzenden Erfolg gehabt, welchen wir eben so sehr der Neuheit des Sujets, der

melodiereichen und effektvoll-instrumentirten Musik des jungen Komponisten, als auch der seltenen Kunstleistung der berühmten k. k. Hofsängerin Demoiselle Lilla . . . . , welche die Rolle der . . . . als Gast gegeben hat, zu danken haben. Komponist und Sängerin wurden gerufen und rauschend applaudirt. Einstimmig wurde gerufen: „„Hier bleiben““ aber dem Vernehmen nach wird die hochbegabte Künstlerin sich von der Bühne zurückziehen — ein unersetzlicher Verlust für die Kunst.“ —

Vor einigen Tagen erhielt ich folgenden Brief:

Liebster! —

„Ich bin glücklich! — daß ich Lilla gefunden habe, daß sie mein ist — ich der Ihrige — das ist der tiefe Sinn jener Worte — der kurze Inhalt einer langen Geschichte.

Ich befand mich an den Grenzen des Wahnsinns — so zerstreut, daß ich weder die Proben meiner Oper leiten, noch die Aufführung derselben dirigiren konnte. Von der Heftigkeit der Gemüthswallungen hatte mich ein Fieber ergriffen und auf's Bett geworfen. Die Welt und das Leben waren mir so gleichgültig geworden, daß ich mich weder um die Besetzung meiner Oper, noch um die scenische Ausstattung des Werkes bekümmerte. Ueber den Erfolg war ich völlig gleichgültig geworden. Man hielt mich für verrückt, und ich war es. — Man sprach von einer fremden Sängerin, deren

Ruf ich wohl kannte, welche die Hauptpartie übernehmen werde. — Das galt mir gleich. —

So war der Tag der Aufführung herangekommen. Ich hatte jede Theilnahme schon abgelehnt, und lag im Bette. — Da kamen Freunde und quälten mich, mein Stück doch zu sehen. — Ich jagte sie zu allen Teufeln. Doch, als ich allein war, pochte mir das Herz. Scene vor Scene rückte mir vor die Phantasie. Es wurde zu einer am Ende peinigenden Neugier, zu wissen: wie hat man diese, wie jene Nummer aufgenommen — wie diese schwere Stelle exekutirt — wie jene —? — Da stand ich auf, kleidete mich an, zögerte, indem ich mich einen Narren schalt, zog in der Zerstreuung die Weste verkehrt an, und stand endlich, in einen Mantel gehüllt, in einer Ecke der Theaterloge, als eben nach dem letzten Finale der Vorhang fiel, und ein donnernder Beifalls-Sturm losbrach. Dann erschallten erst einzelne Stimmen, dann das ganze Parterre im tutti furioso: „Heraus Demoiselle Lilla . . . . Heraus der Komponist Alexis . . . ." —

Der Vorname der Sängerin erregte kaum meine Aufmerksamkeit. Eben im Begriff mich fortzuschleichen, um nicht erkannt zu werden — fühlte ich mich vom Regisseur bei der Hand ergriffen, von andern gedrängt und stand auf der Bühne fast ohne Besinnung. —

„Führen Sie die Sängerin vor" — rief mir eine

Stimme zu. Sie war die des Intendanten, der mir dieselbe vorführte.

Ehe ich mich besinnen konnte, lag ihre Hand in der meinigen. Der Vorhang rauschte auf. Hunderttausend Köpfe — alle Gesichter hergewendet — der Anblick zum ersten Male in meinem Leben war sinneverwirrend.

Sie sprach einige Worte des Dankes — und ich erkannte sie — und auch sie hatte mich erkannt — ein Druck ihrer Hand zuckte mir durch die Seele. —

Nein, diesen Augenblick — diese Ueberraschung! — Dieser Beifallssturm von Bravogeschrei und Applaudiren, und wir Beide allein auf der erleuchteten Bühne — tausend Zeugen hinter allen Koulissen — und gegenüber — eine Welt von Gefühlen, und nun Alles verschließen müssen in der Brust! —

Während des Beifallssturmes sagte ich mit gedämpfter Stimme zu Lilla . . .: „Gott, wenn Du frei wärest, und ich dürfte Dich bitten — sei meine Lebensgefährtin!" — Lilla lächelte mich an, und drückte zuckend meine Hand.

Kaum war der Vorhang gefallen, so sank sie an meine Brust, und als das ganze Bühnenpersonal verwundert und beglückwünschend uns umdrängte, stellte sie mich ihnen als ihren Verlobten vor. — „„Aber"", sagte sie leise und bewegt zu mir und einigen Umstehenden, „„ich verlasse die Bühne, auf welcher häusliches

Glück keine Dauer hat, und Liebe nur ein glänzendes Spiel ist. — Mir ist die Liebe für diesen jungen Mann ein heiliger Ernst — und häusliches Glück die höchste Aufgabe für das Leben. Ich habe die Leere jenes glänzenden Scheinlebens kennen gelernt, und danke es Dir, meinem Alexis und meinem hohen Beschützer, daß ich mich noch zeitig retten darf in jenes stille Asyl des wahren Glückes.““ —

In einigen Tagen werden wir getraut, und gehen dann auf ihre schönen Güter an den Ufern der Donau. Sie war — im Vertrauen gesagt — die natürliche Tochter jenes besternten fürstlichen Herrn, von einer vieljährigen Geliebten desselben. Er hatte sie in Mailand getroffen und erkannt, und auf einer Inkognitoreise mit hierher gebracht.

Auf seinen Wunsch, die Bühne zu verlassen, hatte sie bisher noch nicht gehört, da sie unabhängig war und sich fühlte.

Aber in einer weichen Stimmung, in welche sie jener Zeitungsartikel versetzt hatte, verrieth sie ihm ihre Liebe, indem sie damit sagen wollte, sie habe schon das Höchste der Kunst geopfert, und diese sei das Ziel ihres Lebens, nichts könne sie dem entfremden.

„„Wenn er so ist, wie Du ihn schilderst,““ sprach der Fürst, „„so sei er mir als Dein Gatte willkommen. Ich werde Dich dann so reich ausstatten, daß

Ihr in glücklicher Unabhängigkeit leben könnet. — Die Kunst als Nektar des Lebens ist wahrhaft himmlisch, ein Engel — als Brod verbraucht, ist sie — eine Magd. — Wähle und sei glücklich!““ —

„„Aber wo werde ich ihn finden, dessen Namen ich nicht kenne?““ —

Und das Wiedersehn hing vom Schicksale ab. — Wir haben uns gefunden?““

So schrieb Alexis.

Auf der Durchreise mit seiner jungen Gattin besuchten sie mich. — Sie gehen jetzt auf ihre Güter; dann werden sie den Winter in Paris verleben, wo Alexis eine neue Oper in aller Ruhe und Opulenz des Reichthumes vollenden wird.

Hoffen wir, daß sie glücklich bleiben, wie sie es geworden sind. Das bezeugten ihre glänzenden Blicke — als sie schieden.

Lebt wohl! —

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

In demselben Verlage sind erschienen:

Belani, H. E. R., Die armen Weber und andere Novellen aus den Mysterien einer neuen und älteren Zeit. geh. 1 ℔ 15 ngl

— — Die Auswanderer nach Texas. Historisch-romantisches Gemälde aus der neuesten Zeit. 3 Bde. 4 ℔ 15 ngl

— — Die Mutter des Legitimen. Ein Lebensroman. 3 Bde. 4 ℔ 15 ngl

— — Josephine. Histor. Roman in 3 Bdn. 4 ℔ 15 ngl

— — Kranichfels oder Geheimnisse aus dem Leben eines Edelmannes. 8. broch. 1 ℔ 15 ngl

— — Die Erbschaft aus Batavia. Volksroman. 3 Bde. broch. 4 ℔

— — Marie Antoniette. Aus dem Leben einer Königin. 2 Bde. 1846. broch. 2 ℔ 15 ngl

Charles, Jean, Der Abenteurer, oder hundert Leben in Einem. Aus dem Tagebuche eines hochgestellten Mannes. 3 Bde. broch. 3 ℔

Chownitz, J., Edelmann und Jude. 2 Bde. broch. 1 ℔ 22½ ngl

Krebs, Julius, Passifloren. Novellen und Erzählungen. geh. 1 ℔ 15 ngl

Mühlbach, L., nach der Hochzeit. Vier Novellen. 2 Bde. geh. 2 ℔ 15 ngl

— — Justin. Ein Roman. geh. 1 ℔ 15 ngl

— — Novellen und Scenen. 2 Bde. geh. 2 ℔ 15 ngl

Rudolphi. Johannes (Verfasser des Stephano Carini) Waldrosen, Novellen und Erzählungen. geh. 1 ℔ 10 ngl

Schoppe, Amalie, geb. Weise, aus Haß Liebe. 2 Bde. 2 ℔ 15 ngl

Van der Meulen, L., Die Separatisten. Novelle. 2 Bde. broch. Preis 2 ℔ 15 ngl

Storch, Ludwig, Kunz von Kauffung. Novelle. 3 Bde. 2 ℔ 15 ngl

— — Allerlei Geschichten. 2 Bde. broch. Preis 2 ℔ 15 ngl

— — Was Euch beliebt. Novellen. 2 Bde. broch. Preis 2 ℔ 15 ngl